

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Die Thematisierung des Mediums Brief im Briefwechsel
zwischen Goethe und Schiller

Verfasser

Christian Benesch

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im November 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Deutsche Philologie

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz M. Eybl

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	5
2	Der Brief im 18. Jahrhundert.....	8
3	Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.....	12
4	Medien und Gelehrte.....	16
4.1	Der Brief im Medienverband.....	16
4.2	Soziale Netzwerke.....	24
5	Der Brief als Artefakt.....	33
5.1	Wege des Briefs.....	33
5.1.1	Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach.....	33
5.1.2	Die Schweizer Reise.....	36
5.1.3	Europa.....	39
5.2	Distribution.....	40
5.2.1	Boten und Posten.....	40
5.2.2	Post als Herrschaftsinstrument.....	50
5.2.3	Von Posttag zu Posttag.....	51
5.3	Störungen.....	56
5.4	Körperlichkeit des Mediums.....	58
5.5	Briefgeheimnis, Philosophie und Küchenpost.....	62
6	Konstruktion von Briefen und durch Briefe.....	65
6.1	Brief und Briefwechsel.....	65
6.2	Entschuldigungs- und Beschwerdetopoi.....	67
6.3	Konstruktion von Nähe und Distanz.....	71
6.3.1	Anwesenheit in Abwesenheit.....	71
6.3.2	Abwesenheit in Anwesenheit.....	76
6.4	Selbsteinschätzung und Rollenzuweisung.....	82
6.5	Brief und Literatur.....	89
6.5.1	Literatur im Brief.....	89
6.5.2	Ästhetische Korrespondenz.....	91
6.6	Briefeingang und Schluss.....	94
7	Zusammenfassung und Resümee.....	97
8	Literaturverzeichnis.....	99
8.1	Siglenverzeichnis.....	99
8.2	Forschungsliteratur.....	99

1 Einleitung

Zum Medium Brief ist schon einiges gesagt worden,¹ wie auch zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller schon viel gesagt wurde.² Selbst Goethe hat sich immer wieder zum Medium Brief geäußert, wie zum Beispiel in den Briefen an seine jüngere Schwester Cornelia, die er im Sinne der neuesten Brieflehre unterwies, aber auch in Aufsätzen, wie dem berühmten Winkelmann-Aufsatz, in vielen Briefen an Freunde und Bekannte und in seiner Autobiografie *Dichtung und Wahrheit*.³

Aber was sagen Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel über das Medium Brief? Wenn man Nickisch (1991) Glauben schenkt, dass „in dieser Korrespondenz niemals die briefliche Gebrauchsform und die Funktion der persönlichen Mitteilung preisgegeben wurden“,⁴ gibt es überhaupt keine Hinweise auf Wesen und Funktion des Mediums. Möglicherweise täuscht aber der erste Eindruck der immerhin 1015 Briefe umfassenden Lektüre und es gibt doch versteckte oder auch offensichtliche Anhaltspunkte, die Funktions- und Verwendungsweise des Mediums offenlegen. Das Aufdecken dieser Belege, die Enthüllung der Thematisierung des Mediums im Briefwechsel, ist Ziel dieser Arbeit.

Nach welchen Aspekten deshalb im Briefwechsel gesucht werden muss, zeigt folgende Definition der Konstituenten des äußeren Vorgangs beim Brief:

Dazu gehören zwei oder mehr handelnde Personen, zwei oder mehr räumliche Schauplätze, ein Schreibvorgang, ein Raum und Zeit hinter sich lassender Übermittlungsvorgang, ein Empfangs- und Lesevorgang und schließlich das Schriftstück selbst.⁵

Erstens können demnach die handelnden Personen definiert und deren Handlungsweisen analysiert werden. Das darf sich hier aber nicht nur auf Goethe und Schiller beschränken, denn in den Briefwechsel, auch wenn es der

¹ Vgl. Nickisch 1991, der immer noch das Standardwerk zum Brief ist, und die darin enthaltene ausführliche Bibliographie. Eine Theorie des Privatbriefs formulierte erstmals Peter Bürgel (1976). Zuletzt gab Detlev Schöttker (2008) einen Sammelband zum Medium Brief heraus. Die erste umfassende Arbeit zum Brief legte Georg Steinhausen mit seiner *Geschichte des deutschen Briefes* bereits 1889/1891 in zwei Bänden vor.

² Zuletzt von Jutta Heinz (2006). Grundlegend von Norbert Oellers (1997) im Goethe-Handbuch.

³ Vgl. die Zusammenstellung *Äußerungen Goethes über Brief und Briefschreiben* in der Hamburger Ausgabe. (HA IV, 486-520)

⁴ Nickisch 1991, 53.

⁵ Honnefelder 1975, zit. n. Nickisch 1991, 6; zuletzt in Uka 2004, 110.

Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller ist, sind wesentlich mehr Personen als nur die beiden primären Sender und Empfänger eingebunden. Diesem Aspekt wird das Kapitel *Medien und Gelehrte* besonders auf den Grund gehen, daneben wird an geeigneten Stellen immer wieder darauf hingewiesen werden. Der zweite Aspekt sind die räumlichen Schauplätze. Dass es sich dabei eher um mehr als zwei handeln wird, ist angesichts der Dauer des Briefwechsels von elf Jahren zwischen 1794 bis 1805 einleuchtend, wenngleich die Hauptorte des Geschehens selbstverständlich Weimar und Jena sind. Was aber weniger offenkundig sein dürfte, ist, und damit wäre der Übermittlungsvorgang angesprochen, wie die Briefe diese Schauplätze erreichen beziehungsweise verlassen. Wer annimmt, dass alleine die Post für die Beförderung von Briefen zuständig sein müsse, täuscht sich gewaltig. Auch darüber gibt der Briefwechsel Auskunft, weshalb dies den Lesern dieser Arbeit nicht vorenthalten bleiben soll. Neben einem eigenen Kapitel, das sich mit der Beförderung von Briefen befasst, wird auch dieser Aspekt, der ebenfalls kaum isoliert betrachtet werden kann, zusätzlich an entsprechender Stelle erörtert.

Damit ist das Problem dieser Abhandlung angesprochen. Es ist im Allgemeinen zwar möglich, alle brieftypischen Gesichtspunkte gesondert darzustellen, bei der Analyse eines Briefwechsels im Gegensatz zu einem Einzelbrief treten jedoch Schwierigkeiten auf. Vor allem die Berücksichtigung von Folgebriefen erweist sich dabei als Hindernis. Zwei Arbeitsweisen wären möglich. Zum einen müsste der Briefwechsel pro Einzelaspekt je von Anfang bis zum Ende durchgearbeitet werden, und bei jedem Durchlauf würde nur der aktuelle Aspekt zu berücksichtigen sein. Dann würden einzelne Briefe mehrmals analysiert werden und der Zusammenhang des Einzelbriefs mit dem Ganzen ginge verloren. Die andere Möglichkeit ist, den Briefwechsel nur einmal zu durchlaufen und jeden Aspekt in der Reihenfolge abzuhandeln, in der er auftritt. Diese Variante würde zwar die Funktion des Briefwechsels hervorheben, der Übersichtlichkeit allerdings sehr abträglich sein. Es kann folglich nur einen Kompromiss geben, der der Abfolge und Historizität der Briefe, die ja wesentlich für die Entwicklung des Briefwechsels aber auch der Korrespondenten sind, genüge leistet und gleichzeitig versucht eine angemessene Systematik zu schaffen, wozu auch der eine oder andere Querverweis beitragen soll.

Auch die nächste angesprochene Konstituente des Briefs, der Schreibvorgang, wird im Briefwechsel häufig thematisiert und ist, wie zu zeigen sein wird, sehr aufschlussreich hinsichtlich der Anwendung des Mediums durch den Nutzer. Es folgen, wenn auch nicht in dieser Reihenfolge abgehandelt, der Empfangs- und Lesevorgang, der besonders interessant sein dürfte, weil die Materialität des Mediums untrennbar damit verbunden ist. Auch das Schriftstück selbst subsumiert verschiedene Betrachtungsmöglichkeiten, wobei das Material, in der Regel Papier, wahrscheinlich das uninteressanteste ist. Damit beschäftigt sich das Kapitel *Der Brief als Artefakt*. Wenn Schiller, nur um einen Vorgeschmack zu geben, am 5. Mai 1797 schreibt: „Ich lege Ihnen hier einen Brief von Voß bei, der eben an mich in Einschluss angekommen ist“, sind damit sämtliche bisher genannte Punkte direkt oder indirekt thematisiert. (MA 8.1, 346)⁶

Es kann also durchaus vorkommen, dass manche Fälle mehrmals besprochen werden, aber jeweils mit anderem Fokus und Hinweis auf die Historizität der Abfolge.

Die Hauptpunkte der Arbeit sind somit abgesteckt. Die Behandlung des Briefwechsels mehr oder weniger unabhängig vom Inhalt ist durch die medienwissenschaftliche Perspektive dieser Arbeit gerechtfertigt, denn diese „muss die Fragestellungen, die sich bislang als literaturwissenschaftliche auf den Text beschränken, erweitern.“⁷ Im Briefwechsel behandelte Inhalte werden aber nicht ganz ausgeblendet, sondern dann, wenn sie untrennbar mit der brieflich-medialen Funktion verbunden sind, thematisiert.

Vor der Analyse des Briefwechsels hinsichtlich der angesprochenen Aspekte ist eine kurze Geschichte des Briefs im 18. Jahrhundert, gefolgt von grundlegenden Daten zum Briefwechsel unerlässlich für das Verständnis der darauf folgenden Kapitel.

⁶ Originalzitate werden nach Siglen zitiert. Angegeben sind die Ausgabe, der Band und die Seite. Verfasser und Datum der Briefe gehen großteils aus dem Text hervor. Wo das nicht der Fall ist, ist der fehlende Bestandteil an dieser Stelle irrelevant. Ebenfalls nach Siglen werden alle aus den jeweiligen Kommentaren und Einleitungen der Gesamtausgaben entnommenen Informationen oder Textstellen zitiert. Die Siglen werden im Siglenverzeichnis (Kapitel 8.1) aufgelöst.

⁷ Baasner 2008, 54; vgl. ebd. 352.

2 Der Brief im 18. Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert ist das klassische Jahrhundert des deutschen Briefs, wozu in erster Linie der Privatbrief und die kontinuierliche Entwicklung der Post als Transportsystem beigetragen haben.⁸

Bei Angehörigen des deutschen Bürgertums entstand ein übermächtiger Drang zum Briefeschreiben und zwar aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen. Ein Gefühl für den eigenen Wert entsteht und dem neu gewonnenen Selbstwertgefühl wird in Briefen Ausdruck verliehen. „Das bürgerliche Ich begann, sich, seine Empfindungen und Gedanken wichtig zu nehmen, es beobachtete sich selbst, und es mußte sich mitteilen, jedoch nicht in der Öffentlichkeit, dafür war alles zu intim, zu heilig, aber einem einzelnen Menschen, einem Freund, der gleich fühlte.“ Und für diese „Selbstenthüllungen“ brauchte man ein „dauerhaftes, sichtbares, ja gleichsam ‚heiliges Medium‘.“⁹

Der Pietismus führte zu einem ersten intensiven Austausch gleich empfindender Seelen. Es ging darum „[s]ich selbst vor dem anderen bekenntnishaft, vertraulich und bußwillig auszusprechen, sich wechselseitig zu trösten und zu erbauen.“ Die wichtigsten Themen waren Erbauung, Tröstung und Erleuchtung.¹⁰

Für die Empfindsamkeit wurden Freundschaft, Liebe, Herzensergießungen, Fragen des Geistes, der Bildung, der Philosophie, der Erziehung zu den bestimmenden Themen. „In den freundschaftlichen Korrespondenzen schufen sich die Bürger freie Beziehungen jenseits von Klassenschranken und politischen Zwängen, ständischen und anderen sozialen Unverträglichkeiten. Familie und Stand, Staat und Gesellschaft sollen abseits bleiben, wenn Freunde einander schreiben.“ Es herrschte eine unzählbare Lust der Empfindsamen am Austausch vertraulicher Briefe, die als Produkt und Ausdruck einer Art geistigen Freiheitsrausches des selbstbewusst gewordenen Bürgertums zu verstehen sind.¹¹

Christian Fürchtegott Gellert gilt als Schöpfer des modernen bürgerlichen Privatbriefs. Er postuliert einen neuen, einfacheren Stil, der auch als subversive Waffe gegen die soziale Vorrangstellung des Adels gilt. Gellerts Stilmaxime

⁸ Vgl. Bürgel 1976, 281-297; Faulstich 2006, 32-35.

⁹ Nickisch 1991, 44.

¹⁰ Ebd., 45.

¹¹ Ebd.

lauteten Natürlichkeit, Innerlichkeit, Deutlichkeit, Kürze, Lebendigkeit, Herzlichkeit, Leichtigkeit und Individualität.¹²

Das 18. Jahrhundert als Jahrhundert des Briefs ist gegen Zwänge in Politik, Religion und Philosophie, wobei eine zunehmend differenzierte soziale und emotionale Realität etabliert wird. Dadurch werden Regelsysteme obsolet, das Bürgertum grenzt sich vom Adel ab. Es entstehen ungezwungene, persönliche Formen, wobei Natürlichkeit, Einfachheit des Ausdrucks, individueller Stil und Gefühl im Vordergrund stehen. Die Abschaffung von Regeln verlangt jedoch neue Normen, und das wird in der bürgerlichen Gesellschaft der gute Geschmack, der sich durch das Urteil der Masse und des Einzelnen heraus bildet. Die neue Stilmaxime entsteht folglich aus den Umgangsformen und dem Umgangston des Bürgertums.¹³

In dieser Form stand der Privatbrief zwischen Alltagskommunikation und Literarizität. Er befreite von den alten höfischen Etiketten und Zwängen, führte gleichzeitig aber auch neue Normen im Sinne bürgerlicher Wohlanständigkeit und eines guten Geschmacks ein.¹⁴

Die Entwicklung nach Gellert führte dann so weit, dass der Brief anstatt Rede zwischen Abwesenden zu sein, „bei allen Abwesenden die Anwesenheit eines Doppelgängers eines Abwesenden“ erzeugte.¹⁵ Manchmal simulierte man nur, ein über die Maßen gefühlsreicher Mensch zu sein, was zu künstlich anmutenden Erregungen und Steigerungen im Briefwechsel führte. Voraussetzung dafür ist jedoch die Aufhebung des rhetorischen Gattungsscharakters. Der Brief ist in seinem Aufbau und seiner Sprache frei und zwanglos geworden, wodurch eine uneingeschränkte Subjektivierung des Briefs entsteht.¹⁶

In der Sturm und Drang Periode ist Steigerung ein wichtiges Prinzip. Geschrieben werden zu dieser vorwiegend persönliche, direkte, lebens- und ausdrucksfrohe Briefe. Gellerts Prinzip „Schreibe wie du redest“ wird von den Stürmern und Drängern auf die Spitze getrieben. Das Streben nach Unmittelbarkeit und Originalität steht dabei im Vordergrund, was sich auch im Verzicht auf Anrede und Unterschrift ausdrückt. „Der Ausdruck des Ichs, des Selbst war alles – Regel und

¹² Vgl. Nickisch 1991, 48; Arto-Haumacher 1995, 16-21; Nickisch 1999, 467-480.

¹³ Vgl. Uka 2004, 114.

¹⁴ Vgl. Nörtemann 1990, 212.

¹⁵ Vgl. Siegert 1993, 41.

¹⁶ Vgl. Nickisch 1991, 49.

überkommene Formen galten nichts. Tatsächlich wurde die Wirkung auf den Empfänger weniger wichtig als die Möglichkeit auf sich selbst zu hören.“ Das wird als persönliches Sich-Ausleben in Briefgestalt verstanden.¹⁷

Wegen der allgemein gewordenen bürgerlichen Briefkultur, kommt es zu einer „Verfeinerung und Schmeidigung“ der deutschen Briefsprache. Das „Briefwerk der führenden Köpfe der klassischen Ära muß als essentieller Bestandteil ihres literarischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Oeuvres gelten. Der Brief erreichte bei Goethe, Schiller [...] klassischen Rang, insofern er beherrschter Ausdruck und vollkommener Spiegel menschlich und geistig hervorragender Persönlichkeiten und ihrer Zeit wurde.“ Der Brief erfuhr außerdem eine gedanklich-inhaltliche und ausdrucksmäßige Bereicherung.¹⁸

Der Brief der Goethezeit ist Träger gemeinsamen Denkens, Fühlens und Strebens, der eine Darstellung aller Bereiche des Seelischen und Geistigen ermöglicht. Begünstigt wurde diese Entwicklung auch durch den deutschen Partikularismus, weswegen keine geistig-kulturellen Metropolen entstanden, sondern zahlreiche kleinere Kulturzentren ausgebildet wurden: „Um sich von den geistigen Vorgängen, der literarischen Produktion und der Bewußtseinsentwicklung an diesen verschiedenen Orten ein Bild zu machen, um untereinander in eine womöglich wechselseitig befruchtende Beziehung treten, um sich miteinander Verständigen, um miteinander diskutieren zu können, war man schon aus äußeren Gründen am meisten auf den Brief und die Post angewiesen; denn die persönliche Begegnung war wegen des strapaziösen und risikoreichen Reisens“ sehr schwierig und daher nur selten möglich.¹⁹ Daher kann die Höhe der geistigen Kultur mit der Höhe der Briefkultur gleichgesetzt werden. Briefschreiben ist folglich von kommunikationsgeschichtlich fundamentaler Bedeutung:

Eine entscheidende Einsicht in die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts besteht darin, daß sich die neue Funktion der Schriftlichkeit gerade und in besonderer Weise im Medium des Briefes fassen läßt: Selbstverwirklichung, Individualisierung, Ich-Entwurf, Spiegelung im anderen, Freundschaft, Empfindsamkeit, Reflexion, Bildung, kulturelle Vergesellschaftung, Sinnfindung im Horizont der Weltanschauung der Epoche.²⁰

¹⁷ Ebd., 51.

¹⁸ Ebd., 53.

¹⁹ Ebd., 54.

²⁰ Maurer 2003, 161.

Bis ins späte 17. Jahrhundert waren Briefe an der Rhetorik orientiert. Eine erste Ablehnung des Fremden und Gezwungenen erfolgte durch Christian Weise, der erstmals für eine direktere, nüchterne Schreibweise sowie für Natürlichkeit und Vernunft eintrat und dafür, Briefe nach Art des mündlichen Gesprächs zu gestalten.

Gellert formuliert in seinem Briefsteller *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*²¹ von 1751 die „Grundlage für die durchgreifende Reform des deutschen Briefwesens um die Jahrhundertmitte.“²² Ein natürlicher, lebendiger und persönlicher Stil wird gefordert, der durch eine freie Nachahmung des guten Gesprächs entstehen soll. Der Privatbrief sollte in einer freien, individuellen Ausdrucksweise abgefasst werden, „wie sie im ungezwungen geführten Gespräch unter gebildeten Leuten mit ‚gutem Geschmack‘ üblich sei.“²³ Neben Gellerts Abhandlung wurden im selben Jahr, sowie die Jahre davor und danach noch weitere Briefsteller publiziert, die alle sehr ähnliche Forderungen postulierten. Gellerts Lehre setzte sich durch und wurde zur Grundlage für den schulischen Unterricht im Briefschreiben. Moritz lehnte dann 1783 die Benutzung jeglicher Briefsteller ab. Nur der „Brief in unverfälschter persönlicher Schreibart“ habe Wert.²⁴

²¹ Abgedruckt in Ehbrecht (Hg.) 1990, 56-98

²² Nickisch 1991, 81; Wie Gellert von Goethe rezipiert wurde vgl. Arto-Haumacher 1995, 99-120.

²³ Nickisch 1991, 81; vgl. auch Uka 2004, 113f.

²⁴ Nickisch 1991, 82; Zu den erwähnten Briefstellern vgl. Ehbrecht (1990), wo dieser und viele andere abgedruckt und kommentiert sind.

3 Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller

Zunächst wurde Schiller von Goethe gemieden, und auch als beide seit 1788 in Weimar lebten, änderte sich daran nichts. Schiller ging dann wegen einer Professur nach Jena, wo er bis 1799 blieb. Am 13. Juni 1794 machte Schiller Goethe in einem Brief das Angebot, an den Horen, einer von Schiller herausgegeben Zeitschrift, mitzuarbeiten, was dieser auch annahm. Die Gründe hierfür sind in der Forschung widersprüchlich. Die Meinungen reichen vom letzten Versuch mit Goethe in Kontakt zu treten²⁵ bis zum Überwältigungsversuch aus Gründen die noch thematisiert werden. „Den ‚eigentlichen‘ Briefwechsel begann Schiller mit jenem großartigen Brief vom 23. August 1794, in dem er Goethes Existenz zu beschreiben und zu deuten unternahm.“²⁶

Dass sowohl Schillers Anbahnung, als auch Goethes Einstieg in die Zusammenarbeit auf taktische Manöver beider Seiten zurückzuführen sein könnten, thematisiert Karl-Heinz Hahn (2001). So könnte Goethe unauffällig in Jena sein und die ebendort aufmüpfigen Professoren unter Kontrolle bringen. Schiller hingegen könnte sich mit dem Politiker Goethe offiziellen Schutz für seine Zeitschrift sichern.²⁷

Das als schicksalhafte Begegnung in die Geschichte eingegangene Treffen am 20. Juli 1794, 23 Jahre später von Goethe selbst als *glückliches Ereignis* bezeichnet, fand ein Monat nach der Zusage, sich an den Horen zu beteiligen statt.²⁸ Diese Begegnung gilt als Auslöser des Briefwechsels. Ab diesem Zeitpunkt folgten viele gegenseitige Besuche und „[f]ast immer wurde nach den Zusammentreffen Bilanz gezogen.“²⁹ Folglich kann dieser persönliche Eindruck vom Brief nicht ersetzt werden, er ist vielmehr Auslöser des Briefwechsels.³⁰

Aber schon in den ersten Briefen werden die Möglichkeiten des Mediums genutzt. Schiller verwendet den Briefwechsel um Wahres von sich zu hören, und nur Goethe könne ihm diesen Dienst erweisen.

²⁵ Vgl. Oellers 1997, 475.

²⁶ Ebd., 476.

²⁷ Vgl. Hahn 2001, 124. Hahn lässt überdies auch jene Wissenschaftler zu Wort kommen, die im Briefwechsel keinerlei Freundschaft erkennen.

²⁸ Vgl. Oellers 1997, 475.

²⁹ Vgl. ebd., 476.

³⁰ Vgl. Heinz 2006, 193.

In den Jahren 1797 und 1798 findet die intensivste Korrespondenz statt,³¹ bevor es 1799 zu einer Reduktion des Briefwechsels in Umfang und Gehalt kommt. Aus dem Miteinander wurde ein Nebeneinander, an die Stelle der Konsultation und Diskussion war die Information getreten.³²

„Der Briefwechsel nimmt in der zweiten Hälfte der Beziehung beträchtlich ab und beträgt nur noch etwas mehr als 20% des Umfangs der gesamten Korrespondenz.“ Weil die Gelegenheit zu direkten Gesprächen bestand, kommt es zu keinen grundsätzlichen Erörterungen über ästhetische Probleme mehr, da diese möglicherweise persönlich besprochen wurden.³³

1805 bricht mit Schillers Tod der Briefwechsel ab, „aber er ist kein Fragment. Sein letzter Teil könnte, als Epilog, länger oder kürzer sein, würde dann aber das Ganze als literarische Werk kaum berühren.“³⁴

Der Leser des Briefwechsels wird Augenzeuge, „wie Verschwiegenes oder Halbbewußtes, das der Schreiber mitteilend erst von sich selbst erfährt, zutage tritt. [...] Nicht die Intimität der Aussprache und Anrede suchen sie – Goethe diktiert die meisten Briefe, Schiller vergißt bezeichnenderweise Goethes 50. Geburtstag –, sondern die Intimität der Kunst.“ (MA 8.2, 11)

Goethe selbst stellt 1824 in einem Brief an Schultz Schillers Briefe im Wert über die seinen, denn „seine [Schillers] höchst freien brieflichen Äußerungen sind als unbedingter Erguß ganz unschätzbar.“ (MA 8.2, 50)

In der sonst durchaus gewinnbringenden Sammlung von Äußerungen Goethes über Brief und Briefschreiben in der Hamburger Ausgabe befindet sich nur ein einziger Ausschnitt aus einem Brief an Schiller, namentlich aus jenem vom 26. Oktober 1796. Darin spricht Goethe über Briefe und andere „Papiere“ von der Italienischen Reise und ob diese für Horen taugen könnten, denn zu „einer absichtlichen Komposition umgearbeitet würden solche Aktenstücke wohl einigen Wert erlangen, aber so in ihrer lieben Natur sind sie gar zu naiv.“ (HA IV, 496) Warum gerade diese Briefstelle genannt ist, wird jedoch nicht erläutert. Es gäbe, wie diese Arbeit zeigen wird, durchaus deutlichere Zitate zum Medium Brief. Für das Medium bezeichnend ist hingegen, dass es auch hier mit dem Medium

³¹ Vgl. Oellers 1997, 478.

³² Vgl. ebd., 481.

³³ Ebd., 481.

³⁴ Vgl. ebd., 482. Vgl. auch die Einleitungen der Briefausgaben.

Zeitschrift in engen Zusammenhang gebracht wird, was für das 18. Jahrhundert symptomatisch ist, wie sich noch herausstellen wird.

Goethe steht als Briefschreiber im Kontext der herrschenden Briefkultur in Deutschland. Der Brief wurde zum „idealen Medium bürgerlicher Selbstverständigung über die emotionale Befindlichkeit.“ Unterscheidungskriterien des Bürgertums sind Gegenstand der Korrespondenzen. Dazu gehört auch Lese- und Vorlesekultur.³⁵

Für die folgenden Überlegungen ist stets zu berücksichtigen, in welchem hohem Grade Goethe und Schiller fähig waren, das Medium Brief in all seinen Möglichkeiten auszuschöpfen. Maurer (2003) hat dafür das Bild des Chamäleons eingeführt:

Goethe hatte mehr als andere die Flexibilität, sich auf sein Gegenüber einzustellen. Dementsprechend nehmen die Briefe mehr als üblich die Farbe des Adressaten an. Goethe erprobt sich in Rollen; er schmiegt sich an und verändert sich. Im obigen Bild [dem des Chamäleons]: Seine Briefe erproben nicht *einen* Spiegel, sondern viele. Er bespiegelt sich von verschiedenen Seiten und reflektiert die Differenzen.³⁶

Diese subtilen Möglichkeiten des Mediums und wie, wenn überhaupt, sie aus dem Briefwechsel herauszufiltern sind, sind Gegenstand des Kapitels *Konstruktion von Briefen und durch Briefe*.

Dass Goethe noch zu Schillers Lebzeiten die Briefe gesammelt hat, lässt sich an folgender Briefstelle ablesen: „Ihr Brief vom zweiten Oktober ist [...] auch wieder zurückgekommen und fehlt also nichts mehr an unserer wechselseitigen Korrespondenz.“ (MA 8.1, 468) Nicht zuletzt deshalb geht man davon aus, dass Goethe die Publikation des Briefwechsels von Anfang an als Bestandteil seiner Autobiographie einplante.³⁷ Auch die Behutsamkeit und Ausdauer, die Goethe und andere Schriftsteller für die Niederschrift von Briefen und deren Sammlung verwendet haben, ist ohne die Intention zu veröffentlichen kaum vorstellbar.³⁸

Gründe für eine Publikation können ganz allgemein biographischer Quellenwert, historische, moralische, philosophische oder politische Bedeutung des Schreibers,

³⁵ Vgl. Jeßing 1997, 432.

³⁶ Maurer 2003, 165. Kursiv im Original.

³⁷ Vgl. Hahn 2001, 111.

³⁸ Vgl. Schöttker 2008, 7 (Vorwort). Auch laut Faulstich (2006) waren Briefwechsel von Anfang an auf Veröffentlichung angelegt: „Der Brief als Dialog kippte hier zum Brief als Monolog des Ich.“ (Faulstich 2006, 34)

sein menschlicher Rang, der sachliche oder gedankliche Wert der Briefe, aber auch wirtschaftliche Gründe sein. Die Beweggründe und Absichten einer Publikation sind aber gleichgültig, denn ein veröffentlichter Brief ist immer ein Paradoxon.³⁹ Nickisch (1991) glaubt dennoch die Gründe der Publikation Goethes zu kennen. Herausgegebene Briefsammlungen sind demnach Ausdruck der Wertschätzung unmittelbarer Lebensäußerungen einer Persönlichkeit, wobei ein „frühes, besonders berühmt gewordenes Beispiel für eine pietätvolle und bildungsgeschichtlich motivierte Zusammenstellung von Briefen der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe [ist].“⁴⁰

³⁹ Vgl. Nickisch 1991, 107f.

⁴⁰ Ebd., 109.; Wenn ein Briefwechsel publiziert wird oder schon bei der Niederschrift eine spätere Kenntnisnahme durch die Öffentlichkeit geplant ist, also bei Einbeziehung einer partiellen oder uneingeschränkten Öffentlichkeit, spricht man von sekundärer Verwendungsweise des Briefs. (ebd., 22.) Das ist der Fall wenn „ein wirklicher Brief in den Dienst nicht-pragmatischer Intentionen gestellt wird, – wenn er also seine Qualität als Träger einer aktuellen schriftlich realisierten Sprechhandlung im Rahmen einer individuellen realen Beziehung zwischen räumlich getrennten Partnern verliert.“ (ebd., 107.) Briefsammlungen des Typs vom Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller liegen dem Bereich der primären Verwendungsweise am nächsten, denn es sind weder Absender oder Empfänger oder Briefsituation erfunden oder fingiert. (ebd., 111.) Dem Bereich der primären Verwendung nahe liegen auch Briefe, bei denen die Verfasser beim der Verfassen an eine spätere Veröffentlichung gedacht oder diese geradezu eingeplant haben. „Da sind in der Strategie der brieflichen Sprechhandlung die Kenntnisnahme und der Nachvollzug durch Dritte und damit die sekundäre Verwendung des Briefes bereits berücksichtigt. Selbst die Möglichkeit, im Rahmen eines privaten Briefwechsels den Partner nachgerade nur als ‚Ersatzadressaten für das eigentlich apostrophierte, aber publizistisch noch nicht erreichbare große Publikum‘ zu mißbrauchen, muß für bestimmte Autoren in Anschlag gebracht werden.“ (ebd., 112.) Nickisch denkt bei dieser These zwar in erster Linie an Heinrich von Kleist, es konnte aber gezeigt werden, dass dies im gleichen Maße auch für Schiller und noch mehr für Goethe gilt, auch wenn es nicht leicht zu entscheiden ist, „ob oder inwieweit der Autor beim Schreiben seines Briefes an dessen spätere Publikation gedacht hat.“ Umgekehrt kann durch die Furcht vor späterer Publizierung der „unantastbar geltende private Freiraum“ verloren gehen. Durch die im 18. Jahrhundert aufgekommene Gepflogenheit, private Briefe interessanter Autoren zu drucken, ist anzunehmen, dass die Autoren beim Schreiben „nicht ganz ohne Rücksicht auf die Nachwelt formuliert haben.“ (ebd., 113.)

4 Medien und Gelehrte

4.1 Der Brief im Medienverband

Bereits im ersten Satz nach der Anrede im allerersten Brief Schillers an Goethe vom 13. Juni 1794 wird das Medium Brief indirekt thematisiert, nämlich indem Schiller zwei andere Medien direkt anspricht: „Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur Eine Stimme unter uns sein kann.“ (MA 8.1, 11)

Schiller lädt Goethe zur Mitarbeit an der von ihm herausgegebenen Monatsschrift *Die Horen* ein, indem er eine private Anzeige für die potentiellen Mitarbeiter der Horen als beiliegendes Blatt seinem Brief übermittelt. Diese drei Medien verdeutlichen die Verbindung unterschiedlicher Medien im 18. Jahrhundert und die Verflechtung des gesamten Mediensystems dieser Zeit: „Verleger brachten nicht nur Bücher heraus, sondern auch Zeitschriften und Zeitungen. Autoren schrieben nicht nur in Büchern und Kalendern, sondern auch in Almanachen, in Zeitschriften und per Brief. Buchhändler vertrieben auch Zeitschriften und Hefte.“⁴¹ Festzustellen ist demnach, dass ein Medium ohne die anderen nicht denkbar wäre.

Das äußert sich auch darin, dass die für die Horen bestimmten Manuskripte „eingesendet“ werden. Ohne ein funktionierendes Distributionswesen, welches auch konstitutiv für den Brief ist, würden die Horen kaum erscheinen, denn die Autoren könnten ohne Post oder Boten schlicht und einfach ihre Beiträge nicht abliefern. „Die erste Abschrift der Xenien“ (MA 8.1, 159) nennt Schiller bezeichnenderweise „das wandernde Exemplar“ (MA 8.1, 162).

Solche Pakete werden auch benutzt, um Briefe einzuschließen, wie aus Schillers Erklärung, viel zu schreiben zu haben, hervorgeht: „Es ist heute der ExpeditionsTag der Horen, wo ich immer viel zu schreiben habe, da ich die Pakete benutze, um Briefe einzuschließen.“ (MA 8.1, 104)

Ein „geradezu symbiotisches Zusammenspiel zwischen Zeitschrift und Briefform“ erkennt Anderegg (2001), weil viele berühmte Brieffolgen in Zeitungen und

⁴¹ Faulstich 2006, 16.

Zeitschriften veröffentlicht wurden. Aber auch umgekehrt wird in Briefen über Zeitschriften geschrieben und zwar so, dass ohne Briefwechsel die Zeitschriften gar nicht möglich wären.⁴²

Ein weiterer Aspekt den Schiller anspricht, der dem Medium Brief inhärent ist, lässt sich aus der Schlussformel herauslesen. Hochachtungsvoll verharret er auf die Antwort Goethes. Dieses Verharren erklärt sich dadurch, dass Goethes Reaktion auf den Brief keineswegs eindeutig ist. Briefe fordern einen Leser zum Handeln, zur Antwort auf.⁴³ Sie aktivieren den Leser, der sich nach dem Eintreffen des Briefs zunächst entscheiden muss, ob er den Brief lesen wird oder nicht. Sollte er sich zur Lektüre entschlossen haben, muss er in weiterer Folge die nächste Entscheidung treffen, nämlich ob er den Brief beantworten wird oder nicht. Bei all diesen Möglichkeiten ist Schillers gespannte Haltung durchaus gerechtfertigt, zumal Goethe mehr als 14000 Briefe an 1300-1400 Adressaten gesendet hat, jedoch 20500 Briefe von ca. 3500 Schreibern empfangen hat.⁴⁴ Wenngleich viele dieser Briefe erst nach Schillers Tod geschrieben beziehungsweise eben nicht geschrieben wurden, lässt diese Diskrepanz von erhaltenen zu geschriebenen Briefen Schillers gespannte Haltung gerechtfertigt erscheinen. Man könnte natürlich einwenden, dass ein Brief Schillers mehr Gewicht habe als der eines unbekannten Bittstellers. Goethes zu diesem Zeitpunkt bekanntermaßen noch ablehnende Einstellung gegenüber Schiller unterstreicht allerdings, dass eine Antwort auf diesen ersten Brief keineswegs selbstverständlich gewesen ist. Wenn sich Schiller der Antwort trotzdem sicher gewesen ist, könnte man seine Spannung noch immer damit erklären, dass er neugierig war, ob Goethe sich zur Mitarbeit an den Horen bereit erklärt oder nicht. Schiller sendet die gleiche Anfrage auch an Kant, Garve, Klopstock, Herder, Engel „und einige andre“, wie er seinem Verleger Cotta mitteilt, (NA 27, 15; vgl. auch NA 27, 256) wodurch die sakrale Aura des Beginns einer etwaigen Freundschaft wohl auch leiden mag.

Nicht nur Zeitschriften wie Schillers Horen, Goethes Propyläen oder Wielands Merkur werden im Briefwechsel erwähnt und damit erst ermöglicht, auch

⁴² Vgl. Anderegg 2001, 21f. bzw. Nörtemann 1990, 218-221

⁴³ Vgl. Nickisch 1991, 4.

⁴⁴ Vgl. Jeßing 1997, 438.

Zeitungen wie die Allgemeine Literaturzeitung (ALZ) werden thematisiert. Dabei gilt der Brief als Medium der Privatsphäre, während Zeitung und Zeitschrift öffentliche Medien sind. Eine Verbindung zwischen diesen Organen zeigt sich nicht nur darin, dass bei der „Entstehung der Blätter, Journale, Periodika, Zeitschriften der Brief als Form und Thema eine große Rolle gespielt hat, sondern auch in der – gemeinsamen – Entstehungsgeschichte der beiden Genres.“⁴⁵ Die ersten Periodika, die moralischen Wochenschriften, bedienen sich gerne der Briefform. „Indem der bürgerliche Privatbrief entsteht, wird er zugleich zu einer öffentlichen Angelegenheit. [...] Liest man Wochenblätter, so lernt man das Briefeschreiben; schreibt man Briefe, sind sie potentiell für die Öffentlichkeit (der Blätter) bestimmt.“⁴⁶

In einigen Ländern Deutschlands konnten im „Interesse der Literatur und des Buchhandels“ Drucksachen ermäßigt befördert werden, wodurch ökonomische Bedingungen zur Entregionalisierung des Buchmarkts geschaffen wurden.⁴⁷ Im Gegensatz dazu mussten Manuskripte höher frankiert werden. Siegert (1993) bezeichnet deshalb das Tarifwesen der Post als Literaturkritik.⁴⁸

Nicht im eigentlichen Brief, aber im beiliegenden Blatt wird der private Charakter des Briefs angesprochen, denn von der Anzeige sei „kein öffentlicher Gebrauch zu machen“. (NA 22, 105) Wie privat oder öffentlich Privatbriefe tatsächlich waren, wird noch zu klären sein.

Schon im Antwortbrief vom 24. Juni 1794 hofft Goethe „bald mündlich“ über diese Unternehmung zu sprechen. Was deutet mehr auf die Funktion des Mediums Brief hin als der Gegensatz von schriftlicher und mündlicher Kommunikation? Goethe lässt sich mit seiner Antwort elf Tage Zeit und hat seinen ersten Brief an Schiller mehrmals überarbeitet. Diese Phasenverschiebung ist, wie noch darzulegen sein wird, durchaus bedeutungsvoll für die briefliche Kommunikation. Goethe nutzt die Zeit zwischen Empfang und Absenden der Antwort und erstellt seine Briefe nach ausgearbeiteten Konzepten, wie aus Goethes Briefverzeichnis hervorgeht. (Z.B.: WA IV 12, 466) Verhindert eine besondere Situation die Erstellung eines Konzepts, sieht Goethe sich gezwungen, dies eigens zu thematisieren: „[...] und

⁴⁵ Nörtemann 1990, 218.

⁴⁶ Ebd., 219.

⁴⁷ Vgl. Siegert 1993, 56.

⁴⁸ Vgl. ebd., 57.

sage nur noch geschwind, und aus dem Stehgreife [...]“ lautet dann die Rechtfertigung. (MA 8.1, 452)

Nach dem, diesen beiden Briefen folgenden, persönlichen Zusammentreffen beginnt erst der eigentliche Briefwechsel, der zum Dokument einer in der Forschung unterschiedlich gewichteten Arbeits- und Freundschaftsbeziehung wird. Das Ergebnis dieser Arbeit, soviel kann vorweg genommen werden, liefert die Erkenntnis, dass der Fokus eher auf der Arbeits- als auf der Freundschaftsbeziehung gelegen haben muss.

Im sogenannten Geburtstagsbrief vom 23. August 1794 porträtiert Schiller Goethe und steigert sich derart in seine Ausführungen, dass er sich selbst bremsen muss:

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin – verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht. (MA 8.1, 15)

Schiller verwendet hier den Begriff des Spiegels für seinen Brief, und hofft, dass sich Goethe darin erkennen könne. Ein Brief ist allerdings Spiegel des Selbst und zwar im anderen: „Wer einen Brief schreibt, schenkt Aufmerksamkeit. Er wendet etwas von seiner Zeit auf, weil er ein Du entsprechend wichtig nimmt und es in die Funktion einsetzt, für ihn selbst etwas bedeuten zu können.“⁴⁹

Da Schiller selbst von einer Abhandlung spricht, hätten wir es hier mit einem essayistischen Brief zu tun. Dass er sich bremst, beweist hingegen, dass er diese Abhandlung nicht in diesem Ausmaß intendiert haben kann, und daher doch von einem Brief im eigentlichen Sinne gesprochen werden muss. Vieles spricht auch dafür, dass diese Zäsur von Anfang an geplant war. Im Laufe des weiteren Briefwechsels tauchen aber doch einige Briefe auf, die man durchaus als Essay bezeichnen kann. Essayistische Brieffolgen diskutieren eine Idee, eine Frage, ein Thema, ein Problem, eine Erkenntnis, oder es wird eine Erfahrung gedanklich reflektiert und kritisch erörtert. Dann „werden aus vertraulichen Schreiben unversehens Aufsätze – Essays im briefförmlichen Rahmen.“⁵⁰

⁴⁹ Maurer 2003, 162.

⁵⁰ Nickisch 1991, 128. Goethe, Schiller und viele andere haben für ihre essayistische Produktion die Briefform benutzt. Schillers *Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen* ist in Briefen abgehandelt, hält aber die Briefform nicht ganz durch. Die eigentlichen Briefe Goethes und Schillers hingegen enthalten „fragmentarische Essays in Fülle“, obwohl bei ihnen die Form des Briefes nicht als Einkleidung oder Verkleidung benutzt worden ist und insofern keine

Erhält ihr Verfasser durch den Partner einmal oder mehrmals den Anstoß dazu, das angeschnittene Thema weiter zu diskutieren, das aufgeworfene Problem aus anderen Gesichtspunkten zu betrachten, die dargelegte Erkenntnis zu vertiefen, ein knapp entworfenes Ideenkonzept zu entfalten usw., dann entsteht nahezu auf natürliche Weise eine Folge von problembezogenen Studien in epistolarer Darbietungsform. Ein Autor kann jedoch auch selbst den Wunsch verspürt haben, einem ersten Schreiben weitere folgen zu lassen, einfach weil er den begonnenen Gedanken fortführen, verdeutlichen, korrigieren oder steigern wollte. Beteiligt sich der Partner in Antwortschreiben aktiv an der Diskussion, so führt das zu einer Reihe von essayartigen Briefen, zu der zwei Korrespondenzpartner beigetragen haben.⁵¹

Es können auch mehr als zwei Personen an der Diskussion beteiligt sein, denn auch essayistische Briefe können privat und vertraulich oder offen und veröffentlicht sein, genauso wie real und völlig fiktiv. Bei den Briefen zwischen Goethe und Schiller handelt es sich oft um offene Briefe, denn immer wieder werden dritte Personen als Kommunikationspartner miteinbezogen.

Die Reaktion Goethes am 27. August liefert ihrerseits Hinweise auf die Funktion des Mediums Brief:

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. (MA 8.1, 16)

Er betrachtet den Brief also als Geschenk und deutet auch den Produktionsprozess an, indem er von „freundschaftlicher Hand“ spricht. In weiterer Folge drückt er seinen Wunsch nach Fortsetzung wegen des nur „wechselseitig“ möglichen Nutzens aus und dankt Schiller für die „Unterhaltung“, die ihm der Brief gewährt hat. Die Möglichkeit der Vergegenwärtigung kommt durch eine Bewegungsmetapher zum Ausdruck, denn nun müsse man „miteinander fortwandern.“ Die Reaktion Schillers bleibt diesem Bildbereich verhaftet:

Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben. (MA 8.1, 18)

uneigentliche Verwendung der Briefgestalt vorliegt.“ (Nickisch 1991, 172) Auch Schlegels Briefe *Über Poesie, Sylbenmaß und Sprache* werden verschickt, um in den Hören veröffentlicht zu werden. (vgl. MA 8.1, 124f.) In diesen Fällen handelt es sich um eine sogenannte sekundäre oder uneigentliche Verwendungsweise des Briefs, also bei nicht pragmatischer Verwendungsweise zur „Konstitution einer fingierten oder fiktionalen Wirklichkeit.“ (Nickisch 1991, 19)

⁵¹ Nickisch 1991, 129.

Dass sie nun „gemeinschaftlich arbeiten können“, ist ebenfalls nur durch das Medium Brief möglich, aber an mediale und persönliche Bedingungen geknüpft. In demselben Brief hofft Goethe nämlich, „bald einige Zeit bei [Schiller] zuzubringen“, um dann „manches durchzusprechen.“ Es lässt sich folglich nicht alles schriftlich kommunizieren, womit die Einschränkungen des Mediums Brief angesprochen wären. Der Ersatzcharakter des Briefs, nämlich als Redeersatz, und der dem Brief inhärente „Moment des dialogischen Austausches“⁵² unterliegt also starken Beschränkungen.

Nicht nur Schiller verschickt „Blätter“ als Beilage auch Goethe bedient sich dieser Möglichkeit. Als er am 30. August 1794 einen Aufsatz beilegt,⁵³ sind diese „[b]eiliegende[n] Blätter“ freilich der Hauptbestandteil und der eigentliche Brief nur das Beiwerk der Sendung. (MA 8.1, 18)

Erstmals wird hier die in jedem Brief mehr oder weniger offensichtliche Fremdbeziehungsweise Selbsteinschätzung deutlich:

Beiliegende Blätter darf ich nur einem Freunde schicken von dem ich hoffen kann daß er mir entgegen kommt. Indem ich sie wieder durchlese erschein ich mir wie jener Knabe der den Ozean in das Grübchen zu schöpfen unternahm. Indessen erlauben Sie mir künftig mehr solche Impromptus, sie werden die Unterhaltung anreizen, beleben und ihr eine Richtung geben. Leben Sie recht wohl. (MA 8.1, 18)

Das ist sicher auch der Grund, warum Schiller in seinem nächsten Brief zuerst auf den „vorletzten Brief“ reagiert, also auf die Antwort Goethes auf seinen Geburtstagsbrief. Dass er vom vorletzten Brief spricht, zeigt auch, dass er den letzten ebenfalls erhalten hat, obwohl dieser erst tags zuvor abgesendet wurde. Auf den Brief mit dem Aufsatz reagiert er indirekt, indem er einfach mit „beifolgenden Papieren“ antwortet, womit die etwas älteren Texte *Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit* und *Das Schöne in der Kunst* gemeint sind, die Schiller schon einmal mittels Brief verschickt hat.⁵⁴ Überdies sendet Schiller ein Stück der *Thalia*, der von Schiller vor den Horen herausgegebenen Zeitschrift, mit.

⁵² Nickisch 1991, 4.

⁵³ *In wiefern die Idee: Schönheit sei Vollkommenheit mit Freiheit, auf organische Naturen angewendet werden könne.* Vgl. MA 8.2, 147.

⁵⁴ In den sog. Kallias-Briefen Schillers an Körner vom 23. und 28. Februar 1793. (NA 26, 199-217 bzw. 219-229)

All diese „übersendeten Manuskripte“ liest Goethe nach Erhalt übrigens „mit viel Vergnügen“, wie er vier Tage später bestätigt. In diesem Brief lädt er Schiller zu sich ein, um diverse Positionen zu besprechen. Die Formel „Bis dahin verspare ich mir so manches, das ich zu sagen habe“ beweist, (MA 8.1, 20f.) dass der Brief die persönliche Unterredung nicht ersetzen kann, was aber daran liegt, dass das Gespräch möglicherweise nur eine Ergänzung zur brieflichen Kommunikation ist und nicht umgekehrt.

Schiller nimmt die Einladung nach Weimar zu kommen an und erwähnt in demselben Brief, dass er das ästhetische Werk *Charis* von Ramdohr einfach an den Buchhändler zurückgesendet hat. Es werden also nicht nur Briefe, sondern auch Bücher verschickt. Die Praxis Bücher mit der Post zu versenden oder Lektürearweisung per Brief zu geben, bezeichnet Siegert als „Fernleihe“ beziehungsweise „remote control der Hermeneutik“.⁵⁵ Aufgrund dieses „telepädagogische[n] Kontrollsystems“ ist es äußerst wichtig, sich nur an Orten zu befinden, wo man per Post erreicht werden kann.⁵⁶

Eine Beilage darf natürlich auch hier nicht fehlen. Obwohl er einige Aufsätze bei seinem Besuch mitbringen wird, legt er seine Rezension von Matthisons Gedichten bei,⁵⁷ die er „soeben“ erhalten hat, wie er im letzten Satz des Briefs wissen lässt. Wörtlich genommen hieße das, dass während des Schreibens (oder Diktierens) des Briefs die Post oder ein Bote bei Schiller vorbeikommt, gerade noch rechtzeitig, um die erhaltene Rezension beilegen zu können. Untermauert wird dieser Eindruck durch die vorhergehende Beschreibung dieser Rezension, auf die Schiller offenbar sehr stolz ist und Goethe unbedingt zu lesen geben möchte. Aus dem gleichen Grund könnte es sich aber auch um eine Inszenierung handeln, wie sie nur im Medium Brief möglich ist. Schiller möchte nicht allzu aufdringlich wirken und fingiert die Ankunft des Boten, die ihm keine andere Wahl ließe, als die Rezension beizulegen. Genauso gut könnte sich Schiller den Schluss des Briefs bis zum Eintreffen der Rezension aufgespart haben.

Ähnliche Kunstgriffe verwendet Goethe im Antwortbrief. Er schließt den Brief mit Ort, Datum und Unterschrift formal ab, fügt dann aber noch ein Postskriptum hinzu, in welchem er erklärt, „soeben“ die englische Iphigenie erhalten zu haben

⁵⁵ Siegert 1993, 52.

⁵⁶ Ebd., 53.

⁵⁷ Die Rezension erschien in der ALZ Nr. 298 und 299 vom 11. und 12. September 1794.

und ein Exemplar sogleich beizulegen. (MA 8.1, 24) Auch hier entsteht der Eindruck, als hätte Goethe das Eintreffen der Übersetzung abgewartet, um Schiller ein Exemplar zukommen zu lassen.

Es wird aber auch umgekehrt der Versand der Horen als Gelegenheit genutzt, Briefe einzuschließen: „Da ich diese Tage ein Paket an Jacobi zu schicken habe, so bitte ich Sie, mir den bewussten Brief an ihn zum Einschluss zu senden, weil ich Sie mit meinem Paket nicht belästigen mag.“ (MA 8.1, 57) Schiller wollte Goethes Brief an Jacobi einem Paket mit dem ersten Stück der Horen beilegen, um das Paket nicht über einen Umweg an Jacobi senden zu müssen. Warum Goethe seinen Brief und Schiller sein Paket nicht einfach separat an Jacobi schicken, kann an der Portokostenreduktion bei nur einer Sendung liegen,⁵⁸ oder daran, dass Schiller unbedingt den Brief Goethes an Jacobi lesen wollte. Letztlich hat das Paket Goethe verschickt und einen Brief Schillers beigelegt. (vgl. MA 8.2, 165)

Einen vollkommen anderen, manipulativen Aspekt diskutieren Schiller und Goethe im Zusammenhang mit fingierten Leserbriefen. Wie bereits erwähnt, sind fingierte, literarische und essayistische Briefe Briefe in uneigentlicher Verwendungsweise. Bei fingierten Briefen ist darüber hinaus irgendwer, also Sender oder Empfänger, oder irgendetwas, beispielsweise die Briefsituation, nicht real.⁵⁹

Fingierte Briefe sind im Briefwechsel freilich nicht vorhanden, das würde ihrer Definition widersprechen. Sehr wohl werden fingierte Briefe aber besprochen, nämlich um diese als erfundene Leserbriefe in den Horen zu veröffentlichen. Goethe wollte sich mit einem *Brief eines Mitarbeiters an den Redakteur der Horen* gegen Angriffe verteidigen und erstellte Konzepte für mehrere Briefe, die aber

⁵⁸ Das Porto muss im Gegensatz zu Goethes rückblickender Betrachtung im 13. Buch von *Dichtung und Wahrheit* (erschienen 1814), wo er möglicherweise unter dem Eindruck seiner ab 1806 geltenden Portobefreiung (vgl. Siegert 1993, 71) von „der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen solche Mitteilung, [...] der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxisschen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto“ (MA 16, 592) spricht, sehr hoch gewesen sein. Im Allgemeinen wurden wegen des hohen Portos Briefe häufig eingeschlossen oder private Beförderungsmöglichkeiten genutzt. Die Post war wegen der Portokosten nicht für alle erschwinglich. (vgl. Schöne 1967, 199, Anm. 22; Faulstich 2006, 34f.; Nickisch 1991, 215-218) Zu bemerken ist, dass Goethe diesen Rückblick lange nach dem Briefwechsel mit Schiller macht und eine Zeit beschreibt, die weit davor liegt. Mit „solchen Mitteilungen“ sind m.E. Mitteilungen privater Natur gemeint. (vgl. MA 16, 592) Politische Äußerungen wären demnach sehr wohl interessant für die Obrigkeit.

⁵⁹ Vgl. Nickisch 1991, 21f.; Belke 1973, 152.

nicht erhalten sind. Die Idee wurde zunächst von Schiller wohlwollend aufgenommen, dann aber aufgegeben. Er dachte an eine anonyme Kritik („im Namen eines Herrn von X.“) am Wilhelm Meister, gegen die Goethe sich dann zu verteidigen hätte. Dass es Schiller hier mehr um Stoff für seine Zeitschrift ging als um eine Apologie für Goethes Roman, ist anzunehmen. Schiller will den Leserbrief auch gleich verfassen und schlägt vor: „Wenn Sie antworten wollen, so will ich Ihnen einen solchen Brief fabrizieren.“ (MA 8.1, 87; vgl. MA 8.2, 179) Leserbriefe hängen also stark mit den damals neuen Medien Zeitschrift und Zeitung zusammen und sind oft von den Mitarbeitern des Mediums selbst verfasst.⁶⁰

Alle erwähnten Medien sind im Briefwechsel durchaus positiv besetzt. Eine Aufklärungsmetapher, die diesen Medien zu verdanken ist, benutzt Goethe im Zusammenhang mit Autorenzuschreibungen einiger Werke, die fälschlicherweise ihm zugeschrieben wurden. Goethe findet es am 7. Dezember 1796 „recht schade, daß wir nicht in dunklern Zeiten leben, denn da würde die Nachwelt eine schöne Bibliothek unter meinem Namen aufzustellen haben.“ (MA 8.1, 284) Zur Aufklärung solcher Zustände tragen freilich alle Medien des 18. Jahrhunderts bei, genauso wie sie solche Gerüchte ja zunächst erst zu verbreiten helfen. Heute würden Medienkritiker den Medien eher die Verschleierung der Wahrheit zutrauen, als diese zu verbreiten. Goethe sah die Funktion von Brief, Zeitung und Zeitschrift im Jahre 1796 also noch durchwegs positiv.

4.2 Soziale Netzwerke

Die Einbindung von Dritten in die Kommunikation wurde schon kurz angesprochen und ist im Briefwechsel eine wiederkehrende Konstante. In diesem Fall kann man von einer Art Netzwerk oder Gelehrtenrepublik sprechen. Briefe werden einfach an Dritte weitergegeben, um sie auf diese Art und Weise in den Diskurs mit einzubeziehen. Im Brief vom 29. September 1794 verlangt Schiller von Goethe, er möge ihm die Adresse von Johann August Arens, Schiller schreibt „H[err] Arends“, einem Baumeister, den Goethe in Rom kennen gelernt hat, gütigst mitteilen. (MA 8.1, 26. vgl. auch NA 27, 285) Auf diese Weise werden diverse Persönlichkeiten in das Netzwerk miteinbezogen. Goethe lässt uns nachgeborene Leser des

⁶⁰ Vgl. Faulstich 2006, 33.

Briefwechsels die Adresse Arens' aber ebenso wenig wissen wie Schiller, denn Arens sei derart bekannt, dass *Baumeister* als Anschrift reiche, wie Goethe behauptet. Das Postwesen der damaligen Zeit funktioniert also alleine durch einen bekannten Namen, was auch dazu beiträgt, dass kein unbefugter Leser dieses Briefs die Adresse erfährt. Wahrscheinlich will Goethe aber lediglich Arens' Bekanntheitsgrad unterstreichen, sonst wäre das Verschweigen der genauen Anschrift durchaus bemerkenswert.

Die Einbindung Dritter konstituiert den Brief als Medium von Beziehungsstiftungen und als Medium von gestifteten Beziehungen, wie zahlreiche Belege nicht nur aus diesem Briefwechsel beweisen. Vor allem wenn ein persönliches Zusammenkommen der Teilnehmer nicht möglich ist, werden durch Vermittlung Dritter weitere Personen in den gelehrten Kreis aufgenommen: „Zwar konstituiert sich die briefschreibende Gemeinschaft nach ihren eigenen Konventionen, doch ist sie auf Öffentlichkeit fixiert“,⁶¹ womit Arto-Haumacher die im 18. Jahrhundert entstandene bürgerliche Öffentlichkeit meint, denn durch die Vernetzung der Briefpartner untereinander entstehen Kommunikationsräume, innerhalb derer sich die Bürger über bürgerliche Angelegenheiten verständigen können.⁶²

„Durch den ausgedehnten Briefwechsel entsteht ein Netzwerk, ein weitverzweigtes Kommunikationssystem, das die Korrespondenten untereinander verbindet.“⁶³ Aber es gibt auch eine Kehrseite der engen Gemeinschaft der Gelehrtenrepublik, die durch das Korrespondenzwesen entstanden ist, und zwar „die latente Bedrohung durch Indiskretion.“⁶⁴

Wie dieses Netzwerk funktioniert zeigt auch ein anderer Brief. Goethe legt seinem Brief an Schiller einen Brief von Jacobi bei, (MA 8.1, 67) der neben Berichten von Theaterveranstaltungen auch ein Urteil über Wilhelm Meister enthält, welches er Schiller offenkundig nicht vorenthalten möchte. Naturgemäß greift Schiller in seiner Reaktion den Inhalt dieses Briefs von Jacobi auf, ohne dass Goethe auch nur eine Zeile davon selbst berichten musste.

Es handelt sich dabei um „informelle Verbreitungsweisen von Briefen zur Herstellung von Öffentlichkeit.“ Zu diesem Umgang mit Briefen gehört auch, dass

⁶¹ Vgl. Arto-Haumacher 1995, 163-166, zit.165.

⁶² Vgl. ebd., 143-145.

⁶³ Ebd.1995, 158.

⁶⁴ Maurer 2003, 170.

sie tendenziell nicht nur an einen Empfänger gerichtet sind, sondern einfach weiter geschickt, herumgereicht und vorgelesen werden. Die „Zirkulation von Briefen im Netzwerk Briefwechsel“ ist die optimale Lösung für eine Verbindung des Privaten und dem Streben nach Öffentlichkeit.⁶⁵

Daher ist es nicht überraschend, dass ein Brief im Freundeskreis oder in der Familie vorgelesen wird, was den Produzenten natürlich auch bewusst ist:

Jedem Briefschreiber ist klar, daß sein Brief innerhalb der Gemeinschaft weitergegeben oder zumindest vorgelesen wird. Es fehlt die Idee von der ‚Zweisamkeit‘ des Briefes, die erst später geläufige Auffassung, die den Brief als Dokument begreift, das nur für den Empfänger und ausschließlich für diesen bestimmt ist.⁶⁶

Durch das Weiterreichen erreicht man nicht nur einen größeren Leserkreis, auch pragmatische Gründe spielen dabei eine Rolle. Man erspart sich das hohe Porto genauso wie eine Zusammenfassung oder Erläuterung des Inhalts, indem man den Brief einfach im Original weiter gibt. Auch die Dritten können vom Inhalt eines gar nicht an sie geschriebenen Briefs profitieren oder sehen wie diverse Probleme thematisiert und versprachlicht werden.⁶⁷

Und genau das wird durch unser Beispiel verdeutlicht. Im Brief vom 4. November 1795 erwähnt Schiller ausdrücklich, einen Brief Karl Heinrich von Gros' an Humboldt „in Natura“ beizulegen. Hier haben wir es mit dem bemerkenswerten Fall zu tun, dass der Brief nicht einmal für Schiller bestimmt war und Goethe somit bereits die vierte Station ist, die dieser Brief durchläuft. Allerdings ist Goethe Gegenstand dieses Briefs, namentlich dessen Römische Elegien. (MA 8.1,123f.) Aber auch die Briefe des Prinzen August von Sachsen-Gotha und Altenburg sind nicht davor gefeit, einfach weiter geleitet zu werden, wie es am 25. November und neuerlich am 15. Dezember 1795 der Fall ist.

Den Brief Schillers vom 2. Februar 1797 darf Niethammer überbringen, der sich um eine Professur bewirbt und von Schiller in dieser Angelegenheit protegiert wird. Der zu überbringende Brief ist gleichsam ein Empfehlungsschreiben, der den Überbringer als äußerst geeignet darstellt. Der Bote wird somit zu seinem eigenen Medium. Goethe sollte Niethammer dann dem Geheimrat Voigt und „dem Herzog selbst“ empfehlen. (MA 8.1, 309f.) Wäre man der geistigen Elite des 18. Jahrhunderts negativ gesinnt, könnte hier durchaus von Protektionismus und

⁶⁵ Vgl. Arto-Haumacher 1995, 181.

⁶⁶ Ebd., 183.

⁶⁷ Vgl. ebd., 183-187.

Günstlingswirtschaft gesprochen werden. Der Begriff Gelehrten-Netzwerk oder Gelehrten-Republik wäre demnach ein Euphemismus, der die wahren Zustände verschleierte.

Im Brief vom 23. November 1795 kündigt Schiller an, Goethe werde eine Abhandlung von ihm, Schiller, durch Herder erhalten. Wenige Tage später verlangt Schiller den Aufsatz wieder zurück, um ihn an Humboldt zu schicken:

Wenn Sie meinen Aufsatz etwa mit der heutigen Post nicht hätten abgehen lassen, so sind Sie wohl so gütig ihn Dienstags auf die Post zu geben, es sei denn daß Sie ihn länger brauchen könnten. Ich wollte ihn Humboldten senden. (MA 8.1,133.)

Und so geht die *Abhandlung über die sentimentalischen Dichter*, von der hier die Rede ist, genauso wie unzählige Briefe, die mehrmals von unterschiedlichen Adressaten empfangen werden, ihren Weg durch das Gelehrten-Netzwerk, ungeachtet des Problems der Diskretion. Die weitergeleiteten Briefe sind nämlich nicht mehr persönlich, und wenn mit ihrer Weiterleitung oder gar Veröffentlichung gerechnet werden muss, „verlieren sie das Kennzeichen der persönlichen Aufmerksamkeit für ein bestimmtes Du.“⁶⁸

Ganz anders fasst Jakob Hermann Obereit die Möglichkeit des Mediums Brief auf. Er schreibt Bittstellerbriefe an Goethe, worin er um finanzielle Hilfe ersucht. Den letzten Brief des Jahres 1794, der eher ein Billett⁶⁹ ist, schreibt Goethe überhaupt nur wegen „des alten Obereits“, (MA 8.1, 50) und auch der letzte Brief Goethes aus dem Jahre 1795 bemüht sich um Unterstützung und enthält sogar einen beigelegten Brief Obereits. (MA 8.1, 147)

Nach Abschluss seines Briefs vom 30. Jänner 1796 fügt Goethe noch hinzu: „Fast hätte ich das beste vergessen“, nämlich einen „gar schönen und guten Brief von Meyer“, der Goethe um Rat wegen eines Zuviel an zu bearbeitenden Gegenständen bittet. (MA 8.1, 157) Schiller ist tatsächlich äußerst interessiert und ersucht Goethe, dass er die Briefe zum baldigen Besuch mitbringen möchte, denn

⁶⁸ Maurer 2003, 170.

⁶⁹ Unter Billett versteht man zur damaligen Zeit folgendes: „ein kurzer mit Auslassung aller Feyerlichkeiten abgefaßter Brief; ein Handbriefchen, Zettel; und in weiterer Bedeutung, eine jede kurze Schrift.“ (Adelung I, Sp.1019) Ab Dezember 1799, als Schiller nach Weimar übersiedelte, werden zwischen Goethe und Schiller großteils nur noch derartige Billetts ausgetauscht.

Schiller kann es kaum erwarten, „wie es sich nach und nach in ihm klären und präzipitieren wird.“ (MA 8.1, 158) Briefe Meyers werden des Öfteren beigelegt.

Auch der umgekehrte Fall ist möglich, also jemanden aus dem Weg zu gehen, wenn man per Brief über den Aufenthaltsort der zu meidenden Person informiert wird. So ist Goethe für die „sonderbare Nachricht“, dass Lavater in Jena sei dankbar, aber nicht um ihn zu treffen, sondern um ihm zu ausweichen. (MA 8.1, 252)

Das Netzwerk reicht naturgemäß über die Grenzen Deutschlands hinaus. Ein schwedischer Kaufmann, der „in Schweden mit den bedeutendsten Gelehrten viele Verbindungen zu haben [scheint]“, soll offensichtlich unbedingt bei Goethe eingeführt werden. Schiller verfasst den betreffenden Brief eindeutig nur aus dem Grund, dass der Schwede als Bote zu Goethe kommt. Warum sonst sollte er in diesen Brief schreiben, dass die eigentliche Sendung morgen kommt, „weil [er] dem Fremden keinen größeren Brief mitgeben will.“ (MA 8.1, 617f.) So werden auch internationale Beziehungen über das Medium Brief gestiftet, allein dadurch dass diese überbracht werden können.

Auch Briefe von Meyer, Körner, Zelter und anderen, Freunden sowie Feinden, werden immer wieder ausgetauscht, gelesen, kommentiert und wieder zurück geschickt. „Wilhelm von Humboldt wird zeitweise beinahe gleichberechtigt in die Freundschaft miteinbezogen und ist häufig Mit-Leser der ausgetauschten Briefe.“⁷⁰ Oft werden Gedanken einem Einzeladressaten mitgeteilt, von dem man sich Anregung und Klärung erhofft, um sie dann einer breiteren Leserschaft vorzutragen.⁷¹ Bei diesen Mitlesern handelt es sich je um implizite Leser, die auch das Briefschreiben durch das Bild, das der Leser vom Schreiber hat, beeinflussen:

Wie der dichterische Text nicht nur für Leser gedacht ist und wirkliche Leser finden mag, sondern selbst, sei es auf ganz ausdrückliche, sei es auf indirekte Weise, einen bestimmten Leser entwirft, in dessen erdichtete Rolle der wirkliche zwar lesend eintreten kann, mit dem er aber keineswegs einfach identisch ist, so setzt auch der Brief einen Empfänger, beschreibt auch er einen Leser, der vom tatsächlichen Empfänger und Leser grundsätzlich zu unterscheiden und praktisch oft unterschieden ist. Der Briefschreiber macht sich ein Bild von seinem Leser; indem dies Bild aber eingeht in den Brieftext, vermittelt er es gleichsam als Rollenangebot auch dem wirklichen Briefempfänger.⁷²

⁷⁰ Heinz 2006, 198.

⁷¹ Vgl. Belke 1973, 144.

⁷² Schöne 1967, 213.

Manchmal werden einzelne Briefstellen auch unterstrichen, womit auch eine Lektüresteuering eingebaut ist, wie Goethe selbst bemerkt: „die unterstrichene Stelle hat mir besonders wohl getan, da ich besonders auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet habe.“ (MA 8.1, 274)

Dritte können aber auch selbst Medium sein, um dann im Brief Eingang zu finden. Dritte werden meist durch Wendungen wie *die/der hat erzählt* oder Ähnliches zum Medium.⁷³ Meyer, dessen Briefe ohnehin immer wieder beigelegt werden, wird auch gerne ohne schriftlichen Beleg zitiert: „Ich höre von unserm Freunde [Meyer], der sich Ihnen noch bestens empfiehlt, daß Sie Sich ganz in Ihr Zimmer vergraben hätten, um Ihren Roman zu expedieren, weil Unger pressiert.“ (MA 8.1, 112)

Genauso erklärt Schiller am 20. Juni 1796 das Ausbleiben des erwarteten Voß, der aber, wie Schiller „heute von Hallischen Fremden erfuhr“, von Reichardt begleitet gewesen wäre, was Schiller gar nicht recht gewesen wäre.

Im Brief vom 17. Oktober 1794 schreibt Schiller über seine ästhetischen Briefe für den Prinzen von Augustenburg. Als Dank für ein Stipendium verfasst, sind sie später einem Brand zum Opfer gefallen. Auf Ersuchen des Prinzen schreibt er nun die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen neuerlich ab und sieht sie auch gleich für die Horen vor, wie er Goethe mitteilt. (Vgl. MA 8.2, 153.) Wenige Tage später sendet er diesen Teil der Briefe in einem Brief an Goethe zur Lektüre mit der gleichzeitigen Bitte, sie an Herder weiterzuschicken. (MA, 8.1, 32) Bei den Briefen an den Prinzen handelt es sich allerdings nicht um einen Briefwechsel, denn „die Fürsten lassen den Autoren zwar Honorare anweisen, aber sie antworten nicht.“⁷⁴ Der Kommunikationskanal wird also nur unidirektional ausgenutzt.

In der ästhetischen Kommunikation über Wilhelm Meister beruft sich Schiller mehrmals auf seine ästhetischen Briefe, womit ein Verweissystem auch auf Briefe außerhalb des Briefwechsels etabliert wird. (MA 8.1, 215)

Goethe übersendet daraufhin auch „einige Blätter“, die er diktiert hat, aber noch umschreiben muss. (MA 8.1, 31) Der Bote dieses Briefs wird im Brief selbst erwähnt. Es handelt sich um den Freund Goethes Johann Isaak von „Gerning, der

⁷³ Vgl. Anton 1995, 85.

⁷⁴ Fontius 1988, 272.

diesen Brief überbringt“, mit der Bitte ihm eine Viertelstunde zu gönnen. Das ist nicht der einzige Brief, der von einem persönlich bekannten Boten überbracht wird, mit der Bitte um eine kurze Unterredung. Der Brief Schillers an Goethe vom 21. März 1795 (MA 8.1, 81f.) wird von „H. Michaelis aus Streliz“ überbracht. Auch diese Praxis dient der Einführung eines Dritten in das Gelehrtennetzwerk, wobei auch gleich der persönliche Kontakt zu dem noch Unbekannten gleichsam durch Protektion ermöglicht wird. Das Medium Brief eröffnet hier Wege, die bislang kaum untersucht wurden.

Anders liegt der Sachverhalt als Goethe in Karlsbad zu Kur verweilt. „Die Gelegenheit, Ihnen durch Fräulein von Göchhausen diesen Brief zu übersenden, versäume ich nicht“, (MA 8.1, 91) schreibt er vom Kurort an Schiller die Gelegenheit nutzend, dass die Hofdame der Herzoginmutter bereits auf der Heimreise ist. Und überhaupt sind ihm die Briefe Schillers in der Fremde mehr als bloßes Kommunikationsmedium:

Ihren lieben Brief vom 6ten habe ich erst den 17ten erhalten, wie danke ich Ihnen daß Sie mir in den Strudel einer ganz fremden Welt eine freundliche Stimme erschallen lassen. Gegenwärtiges nimmt Frl. v Beulwiz mit, ich hoffe es soll bald bei Ihnen anlangen.

Die Kur schlägt sehr gut an, ich halte mich aber auch wie ein echter Kurgast und bringe meine Tage in einem absoluten Nichtstun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt. Ich werde mancherlei zu erzählen haben. (MA 8.1, 92)

In dieser geistig tristen Umgebung sind ihm Schillers Briefe also eine freundliche Stimme. Ganz anders als in Weimar, wo er sich auf persönliche Gespräche freut, reicht in Karlsbad ein Brief, um die Stimme des Freundes wahrzunehmen. Vielleicht sind es Schillers Briefe und nicht die Kur, die eine Besserung seines Gesundheitszustandes bewirken, denn Briefe können restaurierende Kräfte haben: „[D]er Empfang eines Briefes von einem wertvollen Freunde gilt als das beste Arzneimittel gegen verschiedene Krankheiten des Körpers und der Seele.“⁷⁵ Aber auch das Gegenüber ist besorgt. Selbst von seiner Krankheit ans Bett gefesselt, beauftragt Schiller sogar seine Frau, stellvertretend einen Brief an Goethe zu schreiben, um den Freund in der Fremde nicht allzu lange ohne Nachricht zu lassen. (Vgl. NA 28, 348) Schiller greift erst drei Tage später wieder zur Feder und schreibt: „Daß ich seit den letzten 12 Tagen mich schlimm befunden, und dadurch abgehalten worden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, hat

⁷⁵ Leighton 1989, 7.

meine Frau Ihnen geschrieben. Hoffentlich haben Sie diesen und einen Brief von mir, der 4 Tage nach Ihnen von hier abging richtig erhalten“ und außerdem habe er sich sehr über Goethes Brief aus Karlsbad gefreut. (MA, 8.1, 93) Mit *richtig erhalten* könnte gemeint sein, ob Goethe den Brief überhaupt erhalten hat, oder ob der Brief unversehrt angekommen ist. Dieser Vorbehalt ist nicht unangebracht, wie der Antwortbrief Goethes verrät: „Ein Brief kann doch noch früher als ich selbst ankommen, darum will ich Ihnen für Ihr letztes danken. Ihr erster Brief war 11 Tage unterwegs, der zweite 5 und der letzte 7. So ungleich gehen die Posten hierher.“ (MA 8.1, 94) Und so muss es zwangsläufig dazu kommen, dass sich einige der Briefe überschneiden.

In folgender Briefstelle wird wieder das Gelehrten-Netzwerk angesprochen, welches sich über das Medium Brief konstituiert:

Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen, ich schlurfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig und wie sollte es anders sein? da ich das was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand. Auch Meyer hat seine große Freude daran, und sein reiner, unbestechlicher Blick war mir eine gute Gewähr. In diesem behaglichen Zustande hätte mich Herders beliegendes Billet beinahe gestört, der uns, die wir an dieser Vorstellungs-Art Freude haben, einer Einseitigkeit beschuldigen möchte. (MA 8.1, 33)

Mit Johann Heinrich Meyer hat er die Briefe besprochen und möchte sie gar noch länger behalten, „um sie nochmals mit Meyern zu genießen“. Johann Gottfried Herders Billett hingegen stört, da er ablehnender Meinung ist. (Vgl. MA 8.2, 154f.) Der zuvor angesprochene philosophische Aufsatz *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen* mag auf den ersten Blick nichts mit dem Medium Brief als Mittel zur Kommunikation zu tun haben. Beachtet man aber die Tatsache, dass die Schrift tatsächlich stückweise in 27 Briefen aus unterschiedlichen Orten an den Prinzen geschickt wurde, (vgl. NA 21, 232.) darf man sie wohl auch hinsichtlich des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller als Briefe bezeichnen. Auch im Briefwechsel befinden sich philosophische Abhandlungen in Briefen. Geht man von einem Medienbegriff aus, der Medium auch als Mittel der Speicherung von Information versteht, ist die Behandlung der „Briefe“ unter dem Gesichtspunkt der Thematisierung des Mediums Brief im

Briefwechsel gerechtfertigt, zumal sie im Briefwechsel auch als Briefe bezeichnet werden. Am 28. Oktober sendet Goethe dann „Ihre Briefe mit Dank zurück“ und meint jene *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. (MA 8.1, 37)

Briefe, Manuskripte, Blätter, Bücher, Zeitungen, Episteln und dergleichen werden im gesamten Briefwechsel immer wieder hin und her gesendet, sodass sie hier nur noch bei besonderem Anlass erwähnt werden. Bemerkenswert ist auch noch, dass fallweise auf die Beilagen vergessen wird. So vergisst Goethe einen angekündigten Aufsatz zu retournieren, worauf Schiller im Antwortbrief nach der Unterschrift folgendes hinzufügt: „N. S. Die Synonymen haben Sie letzthin beizulegen vergeßen.“ (MA 8.1, 66.)

Auch Schiller vergisst fallweise die versprochenen Beilagen. So wird er von Goethe am 13. Februar 1796 daran erinnert, am 7. Februar ein Dutzend Xenien beizulegen vergessen zu haben. Das ist aber nicht der erste Brief Goethes an Schiller nach der erwarteten aber nicht erhaltenen Beilage, was bedeutet, dass Goethe noch einen Brief abgewartet hat, bevor er Schiller erinnert, was ihm offensichtlich sehr unangenehm war, worauf auch die Sprache dieser Briefpassage hindeutet. Nachdem ihm „weder etwas Xenialisches noch etwas Genialisches angewandelt“ hat, hofft er wegen Letzterem auf Ortsveränderung, womit er den Fokus gekonnt von Schillers Schlamperei auf sein eigenes, temporäres Unvermögen lenkt. (MA 8.1, 165)

5 Der Brief als Artefakt

5.1 Wege des Briefs

5.1.1 Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach

Sachsen-Weimar-Eisenach war kein geschlossener Flächenstaat, sondern in mehrere Teilgebiete unterteilt, die jeweils von anderen Fürstentümern umschlossen waren. Wollte man von einem Teilgebiet ins andere reisen oder eben einen Brief senden, musste anderes Gebiet durchfahren werden. Gerade wegen des Briefportos gab es immer wieder Streit, denn jeder wollte sich den Transit entgelten lassen.⁷⁶

Vom 25./26. August bis 5. September 1795 hielt sich Goethe wegen eines Stollenbruchs in Ilmenau auf, was vom Stammgebiet abgetrennt lag. Trotzdem geht die Korrespondenz auch aus der Provinz ungebrochen weiter. Allerdings bietet Schiller an, dass Goethe seine Briefe an Wilhelm von Humboldt jenen an Schiller selbst beilegen könne. (MA 8.1, 104) Das kann einerseits auf das hohe Porto, welches es gilt einzusparen, andererseits aber auch auf die Unzuverlässigkeit der Provinzpost hindeuten. Schillers Angebot war ein Brief Humboldts an Goethe vorangegangen, den Schiller seinem Brief beigelegt hatte, der seinerseits einem Paket beigelegt war, welches nach Weimar geschickt wurde. Von dort hätte es wohl durch eine Art Nachsendeauftrag an Goethe nach Ilmenau weitergeleitet werden sollen. Schiller beklagt jedoch: „Meinen und H. v. Humboldts Brief, den ich Ihnen nebst den Horen Paketen vorgestern nach Weimar gesendet, haben Sie, weil es ein großes Paket ist, wohl nicht erhalten.“ (MA 8.1, 104) Sicherheitshalber teilt er ihm deshalb den Inhalt in Kurzform erneut mit. Und tatsächlich war Schillers Vermutung richtig, denn „[d]as Paket der Horen mit Ihrem und H. v Humbolds [sic] Brief hat mich freundlich empfangen, als ich von Ilmenau zurückkam und ich schreibe zum ersten Gruße nur einige Worte.“ (MA 8.1, 105) Es war also gut, eine zusätzliche Nachricht zu verfassen, um von Goethe die gewünschten Informationen zu erhalten, wie auch Goethe eine sich bietende „Gelegenheit nach Weimar“ nutzen muss, damit die Antwort ihren Empfänger in

⁷⁶ Vgl. Diederichs/Springer 2003, 58-66.

Jena, wohin sie dann vermutlich leicht weitergeleitet werden kann, erreicht. (MA 8.1, 105)

Als sich Goethe vom 30. Oktober bis 9. November 1796 abermals in Ilmenau aufhält, weist er erneut auf die Praxis hin, dass ihm seine Briefe von Weimar nach Ilmenau nachgeschickt werden. (MA 8.1, 265) Schiller leistet Folge und begrüßt Goethe in dessen „einsamen Tal“. Um Goethe in seiner Einsamkeit etwas aufzumuntern, legt er überdies einen Brief Körners über Wilhelm Meister bei. (MA 8.1, 265)

Ganz so einfach dürfte das Nachsendeverfahren aber doch nicht funktioniert haben, wie der Vergleich Ilmenaus mit Homers Cimmerien verdeutlicht: „Ihre beiden Briefe, wertester Freund, habe ich erst spät in Ilmenau erhalten, wohin, wie nach Cimmerien, die Boten langsam gehen, die Sonne selten in dieser Jahreszeit dringt, der Almanach aber doch früh genug den Weg gefunden hat.“ (MA 8.1, 267)

Bloß wegen „ihrer Materialität üben Briefe große Macht aus, die durch aufdringliche Zustellung offen präsent wird: Boten suchen Empfänger auch an entlegenen Orten auf, die Post spürt sie in aufwendigen Nachsendeverfahren auf. Beides sind Vorgänge, die ein Absender nur um eines mündlichen Gesprächs willen höchst selten in Person auf sich nehmen würde.“⁷⁷ Goethe ist sich dessen sicherlich bewusst, als er einmal aus Eisenach wissen lässt: „Schreiben Sie mir doch! Wenn Ihr Brief mich nicht antreffen sollte, wie ich doch vermute; so wird er mir nachgeschickt.“ (MA 8.1, 115) Unter Umständen kann es aber zu Überschneidungen kommen, wie beispielsweise hier, als Schiller nach Eisenach schreibt, Goethe aber innerhalb der Laufzeit des Briefs schon wieder nach Weimar zurück kehrt: „Meinen Brief, den ich Ihnen vorigen Freitag nach Eisenach schrieb, haben Sie vermutlich noch nicht erhalten, und waren abgereist, eh er dort ankam.“ (MA 8.1, 118)⁷⁸

Aber auch für den Empfänger ändert sich die Kommunikation. Einem Gespräch muss man sich nicht stellen. Der Brief hingegen „findet seinen Weg, er schleicht

⁷⁷ Baasner 2008, 61.

⁷⁸ Das ist übrigens nicht der einzige Brief, der sich mit dem vorangegangenen oder nachfolgenden überschneidet. Zu diesem Brief heißt es: „Antwort auf Goethes Brief vom 16. Oktober, den Schiller am 19. Oktober erhalten hatte. --Gegenantwort vom 25. Oktober. --Schillers Brief kreuzte sich mit dem Brief Goethes vom 17. Oktober.“ (NA 28, 427.) In der NA sind derartige Angaben zu jedem nicht in der richtigen Reihenfolge abgelaufenen Briefwechsel im Kommentar zum jeweiligen Brief zu finden.

oder drängt sich auch dort in den Raum und ins Bewusstsein, wo persönliche Annäherung nicht tunlich wäre. Briefe nicht zu öffnen wäre der einzige Weg, den Kommunikationsakt zu verweigern, ist aber wenig belegt. Mag sich jemand gegenüber einem Besucher verleugnen lassen, den Brief wird er an dessen Stelle empfangen: er zwingt ihm auch den Entschluss ab, zu öffnen und zu lesen.“⁷⁹ Dieser „unhintergehbare Zwang“ ist den Schreibern durchaus bewusst.

Die „Hin und HerReise“ eines Briefs mit einem Aufsatz von Jena nach Tübingen in Württemberg, wo der Verlag seinen Sitz hat, und als Paket in Form der Horen wieder zurück dauert drei Wochen, während der Druck nur eine Woche in Anspruch nimmt. Daran zeigt sich, wie flexibel die Drucker und wie unflexibel die Post ist. (MA 8.1, 161) Diese Information lässt Schiller Goethe am Freitag, den 5. Februar 1796, entschuldigend zukommen und schreibt außerdem, dass das „p<er> Briefpost übermachte“ Exemplar schon seit Montag in seinen Händen ist und er überzeugt davon sei, dass die restlichen Exemplare der Lieferung am folgenden Tag ankommen werden. Tatsächlich hat Schiller das am 25. Jänner in Tübingen aufgegebenes Horen-Paket aber erst zwei Tage später am 7. Februar, also einem Sonntag, empfangen. (NA 28, 562)

Nicht anders als heute lässt sich also das Eintreffen eines Briefs oder eines Pakets nicht genau vorhersagen. An einem Sonntag wird man jedoch heutzutage auch von privaten Botendiensten mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts empfangen. Als Schiller für kurze Zeit ins benachbarte Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt nach Rudolstadt reist, gibt es offenbar keine Möglichkeit ihm seine Korrespondenz nachzuschicken. Die Gründe dafür werden nicht genannt, möglicherweise gibt es keinen geregelten Postverkehr zwischen diesen beiden Fürstentümern. Schiller bedauert sehr „in den nächsten 8 Tagen nichts mehr von [Goethe] zu hören“ und wünscht ihm schon im Voraus acht Tage wohl zu leben. (MA 8.1, 752f.) Goethe findet dennoch einen Weg Schiller zu schreiben, denn wegen eines Gastspiels des Weimarer Theaters in Rudolstadt nutzt Goethe den eine Theaterdepesche überliefernden Boten, um Schiller eine Nachricht zukommen zu lassen. (MA 8.1, 753)

⁷⁹ Baasner 2008, 61.

5.1.2 Die Schweizer Reise

Als sich Goethe im Juli 1797 auf eine Reise ins Schweizer Gebirge aufmacht, schreibt Schiller am 28. Juli 1797 zum Abschied „nur ein paar Worte“, und die „in der Ungewissheit“, ob dieser Brief Goethe noch in Weimar antrifft. (MA 8.1, 380) Trotz dieser Bedenken schickt Schiller den Brief nach Weimar, denn er weiß, der Brief würde Goethe nachgeschickt werden. Dieser Brief erreicht Goethe tatsächlich noch in Weimar, der nächste vom 7. August hingegen geht bereits nach Frankfurt am Main, von wo Goethe auch antwortet. Ungeachtet des Aufenthaltsortes werden Briefe Dritter zum Lesen eingeschlossen oder Briefe an Dritte zum Weiterleiten mitgegeben. Auch die Korrespondenz mit Meyer reißt nicht ab.

In der Briefproduktion Goethes gibt es aber einen Unterschied, wenn er unterwegs ist. Er schreibt seine Briefe über mehrere Tage verteilt. So beginnt er am 12. August einen Brief, der am 14. August mit Ort und Datum neu begonnen und fortgesetzt wird. Am 16. August beginnt Goethe einen Brief, den er am folgenden Tag abschließt. Dieser Brief beginnt wieder mit Ort und Datum, das Datum des Folgetages bildet aber keinen Abschnittswechsel, sondern den Abschluss. Im Gegensatz zu seinem Vorgängerbrief weist dieser Brief selbst keine Zäsur auf, wodurch die beiden unterschiedlichen Daten zu Beginn und am Ende desselben Briefs äußerst seltsam anmuten. Seinen Briefen aus Weimar fügt Goethe das Datum stets am Ende hinzu. Hier beginnt er die Briefe mit Ort und Datum, obwohl er Schiller einen Gedanken über Sentimentalität, auf den er gekommen ist, „sogleich mitteilen will.“ (MA 8.1, 390) Diesen Gedanken teilt er Schiller aber im Vertrauen auf dessen Verschwiegenheit mit, was naturgemäß auch Verlass auf das Briefgeheimnis impliziert. „[L]assen [Sie] von meinen Briefen, außer den Nächsten, niemand nichts wissen, noch erfahren.“ (MA 8.1, 393) Nicht nur auf Schiller und den Überbringer, sondern auch einen gewissen Böttiger muss zu trauen sein, denn einem Brief an ihn ist dieser Brief beigelegt. Hier führt diese Praxis dazu, dass Schiller den Brief erst am 1. September erhielt, weil Böttiger verreist war und den Brief erst am 31. August weiterleiten konnte. Deshalb kreuzte sich der Brief auch mit Schillers Briefen vom 17. und 30. August. (MA 8.1, 411; vgl. NA 37 II, 148f.) Schiller thematisiert diese durch den Phasenverzug bedingte Überschneidung in der Brieffolge selbst und versucht seiner Art gemäß Ordnung

ins postalische Chaos zu bringen, indem er jeden erhaltenen und gesendeten Brief gewissermaßen tabellarisch gliedert und auch nachfragt „wohin und an wen“ künftige Sendungen zu gehen haben. (MA 8.1, 412) Goethe leistet dieser Aufforderung Folge und gibt unter Berücksichtigung der Laufzeit der Briefe seine Züricher Adresse bekannt. (MA 8.1, 425)

Der brieftypische Phasenverzug ist hier besonders gut zu erkennen, denn der gesamte Briefwechsel während der Reise kann nicht chronologisch geführt werden, was auch Goethe feststellt, der zwar den Erhalt eines Briefs bei seiner Ankunft in Tübingen bestätigt, auf einen weiteren aber vergeblich wartet. (MA 8.1, 413) Auch auf seiner nächsten Station in Stäfa erhält Goethe Briefe, die er andernorts erwartet hat und deren Ausbleiben ihn zu mancherlei Spekulation über Schillers Gesundheitszustand veranlasst haben. (MA 8.1, 423)

Wie stark verbreitet die Praxis des Einschließens von Briefen, einerseits wegen der Kostenersparnis, andererseits auch, um möglicherweise die Behörden zu verwirren, verbreitet war, erkennt man an der Stelle in Schillers Brief, wo er ankündigt seinen „nächsten Brief [an Goethe] unmittelbar an Cotta ein[zuschließen“, weil er Goethe gegen Ende des Monats nicht mehr in Frankfurt vermutet. (MA 8.1, 396f.) Schiller antizipiert Goethes Reisegestaltung und sucht die nächstgelegene Möglichkeit, Briefe einzuschließen. Dabei geht natürlich auch ein Exklusivitätsanspruch verloren, denn wer weiß, was gewesen wäre, hätte Schiller keine Briefe an Cotta nach Tübingen zu schicken gehabt. Dieser Brief erreicht Goethe „noch zur rechten Zeit“ in Frankfurt. Von da aus wird er auch noch beantwortet. (MA 8.1, 397) Diese Antwort ist über drei Tage verteilt, wobei jeder neue Abschnitt durch das neue Datum gekennzeichnet ist. Der Brief entstand also vom 22. bis zum 24. August 1797. Goethe begrüßt die Praxis des Mit- und Nachsendens und fordert Schiller auf, fortzufahren, „von Zeit zu Zeit unter Cottas Einschlag zu schreiben.“ (MA 8.1, 409)

Schillers nächster Brief stammt erst vom 30. August. Der Grund warum er zwei Wochen nichts schreibt, ist einerseits seine Krankheit, die ihn sehr quält, andererseits weiß er aber auch, dass Goethe auf seiner Reise durchaus beschäftigt ist. Anders ist folgende Entschuldigung nicht zu erklären: „Auch auf der Reise muß ich Sie plagen t<eurer> Freund.“ (MA 8.1, 402) Die Abbrueviatur des

Attributs *teuer* zeigt außerdem, dass die „Variation des Freundschaftsthemas“ in Formelhaftigkeit ausarten kann.⁸⁰

Die Antwort auf Goethes Brief vom 12. und 14. August, den Schiller am 20. erhielt, wie er selbst erwähnt, muss er wegen einer Krankheit aufschieben. Was Schiller unter *plagen* versteht, ist eine Erinnerung an seine Zeitschrift, die er stets berücksichtigt und woraus erkennbar ist, dass die Beschaffung von verwertbarem Material für die Horen, an dem es oft gemangelt hat, Schillers größte Besorgnis war. Mitten im Schreiben trifft Goethes Brief vom 22. bis 24. August ein, und zwar „zu unserer unerwarteten und großen Freude.“ (MA 8.1, 402) Schiller hatte den Brief schon unterfertigt, als er noch auf diesen letzten Brief einzugehen genötigt ist und verspricht bei entsprechendem Gesundheitszustand „übermorgen gewiss“ zu schreiben. (MA 8.1, 403) Dass er erst übermorgen schreiben kann, hängt wahrscheinlich eher mit der Beförderungsmöglichkeit als mit der Krankheit zusammen.

Aus Stuttgart verfasst Goethe auch wieder einen Brief, dessen Produktion auf mehrere Tage verteilt ist. Zunächst schreibt er am 30. und 31. August 1797, ehe er den Brief nach einer viertägigen Pause am 4. September abschließt. Dass er diese Unterbrechung selbst als zu lang empfindet, geht aus dem verbalisierten Verlangen hervor, dass dieser „Brief nun endlich abgehen“ möchte. (MA 8.1, 408) Auf seiner Gebirgsreise kann Goethe dann weder Briefe empfangen noch abschicken, weshalb Schiller einen Brief verfasst, um Goethe „bei seiner Rückkehr aus den Gebirgen freundlich zu begrüßen.“ (MA 8.1, 431) Auf den ersten Brief Goethes reagiert Schiller am 30. Oktober, indem er seiner Freude Ausdruck verleiht, nach drei Wochen „in den Gebirgen, abgeschnitten von uns“, wieder von Goethe zu hören. (MA 8.1, 442)

Die Rückreise ist dann mit ähnlichen Problemen behaftet, nur dass Goethe begeistert von seiner Reise und den gewonnen Eindrücken sowie den gemachten Beobachtungen berichtet. Nach Goethes Rückkehr stellt Schiller folgendes fest: „Wie angenehm ist mirs, wieder so leicht und schnell mit Ihnen kommunizieren zu können“, (MA 8.1, 449) womit selbstverständlich die briefliche Kommunikation gemeint ist.

⁸⁰ Vgl. Leighton 1989, 11.

Ohne Auswirkungen auf das Verhältnis der beiden Dichter ist die Schweizer Reise nicht geblieben. Wirtz (2001) erkennt eine Konkurrenzsituation, die dieser Reise folgt. Nachdem Schiller im Juli 1796 die Korrespondenz über Wilhelm Meister bereits eingestellt hat, nahm er sie im Oktober 1797, also nach der Gebirgsexpedition Goethes, wieder auf. (MA 8.1, 439f.) Die Gründe dafür sind Goethes Berichte aus der Schweiz über Pflanzenmetamorphose und Alpengeologie: „Seine [Goethes] Briefe berichten hochzufrieden und ausschließlich von dem, was der Jenaer Adressat [Schiller] für Goethe nicht besaß: Anschauungskraft. Schillers nachgeschickter Romanverriß ist seine Antwort auf diesen Ausschluß vom Gegenprojekt.“⁸¹ Mit Gegenprojekt ist die Erkenntnis mittels Anschauung im Gegensatz zur begrifflichen Erkenntnis bei mangelnder Einbildungskraft gemeint.

5.1.3 Europa

Neben Briefen aus ganz Europa, wie Meyers Briefen aus Rom, ist eine Sendung an Schiller bemerkenswert, die fünf Jahre lang unterwegs war. Schiller war am 26. August 1792 das Französische Bürgerdiplom verliehen worden, welches mit einem Begleitschreiben vom 10. Oktober desselben Jahres nach Deutschland geschickt wurde. (MA 8.2, 418) Wie es zu der langen Verzögerung kam, erklärt Schiller selbst:

Gestern habe ich nun im Ernst das Französische Bürger Diplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es ist damals ausgefertigt und von Roland unterschrieben worden. Weil aber der Name falsch geschrieben und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adresse stand, so hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiß nicht wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt durch – Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt. (MA 8.1, 541)

Die Verwunderung Schillers, dass das Diplom von Campe aus Braunschweig kommt, ist offenbar besonders groß und am Gedankenstrich erkennbar.⁸² Goethes Gratulation zum „Bürger Dekrete, das Ihnen aus dem Reiche der Toten zugesendet worden“, ist wohl angesichts der Situation in Frankreich und der langen Beförderungsdauer mehrdeutig gemeint. (MA 8.1, 542)

⁸¹ Wirtz 2001, 70.

⁸² Zur Funktion von Gedankenstrichen als Mittel zur Herstellung von Nähe vgl. Abschnitt 6.3.1 in dieser Arbeit.

5.2 Distribution

5.2.1 Boten und Posten

Ohne ein funktionierendes Distributionswesen kann es keine Briefe in dieser Form geben. Die „Entwicklung und Ausbreitung des Briefwesens waren seit je gekoppelt an die Möglichkeiten der Beförderung brieflicher Nachrichten.“⁸³

Am 3. Dezember 1794, einem Mittwoch, erhält Goethe einen Brief mit der Aufforderung, die Manuskripte für die Horen am Freitag zu übersenden, weil Schiller sie an diesem Tag abschicken könne. Danach wären sie sieben Tage nach Tübingen zu Cotta unterwegs. „Da die Post gleich abgeht“, muss er diesen Brief abbrechen, wenngleich dem Brief augenscheinlich nichts fehlt. (MA 8.1, 43) Tatsächlich schickt Goethe am darauffolgenden Freitag durch einen Boten das Manuskript an Schiller und dieser schickt es am selben Tag an Cotta weiter. Freitag dürfte also ein sogenannter Posttag sein.

Goethe muss einen Boten schicken, damit der Brief noch rechtzeitig bei Schiller eintrifft, um weitergeleitet zu werden. Durch den „rückkehrenden Boten“ erbittet sich Goethe auch gleich noch weitere Informationen. (MA 8.1, 43) Gerade aufgestanden, erhält Schiller dieses Paket, wie er in der Antwort bemerkt: „Indem ich eben aus dem Bette steige, erhalte ich Ihr paquet zu meiner großen Freude und Beruhigung“, lässt er Goethe und die Nachwelt wissen und gibt gleichzeitig die durch den rückkehrenden Boten erwünschte Information. Der rückkehrende Bote impliziert, dass die Antwort sofort zu erfolgen hat. Der Brief ist aber mit dem Folgetag datiert, weshalb man annimmt, dass Schiller sich im Datum geirrt hat.⁸⁴

Man kann eine Sendung aber auch „mit dem Expressen“ befördern lassen, wie es am 24. Oktober 1795 der Fall ist. Diesen wird man in Anspruch nehmen, wenn man an einem besonders schnellen Transport interessiert ist. In diesem Fall dürfte Schiller über eine Kritik Wolfs an Herder äußerst ungehalten gewesen sein und schickt sowohl an Herder als auch an Goethe diesen „Ausfall Wolfs“ zwecks Absprache einer gemeinsamen Reaktion. Das wird auch durch die Handschrift bestätigt, die auf große Eile hindeutet. (MA 8.1, 119; vgl. auch NA 28, 428)

⁸³ Nickisch 1991, 215.

⁸⁴ Vgl. Prasczek 1965, 339-342.

Am 5. Oktober 1796 wird abermals der „Expreſſe“ bemüht, der die gebundenen Exemplare des Musen-Almanachs ſchnell liefern ſoll. Nur wenn der Buchbinder nicht rechtzeitig fertig wird, reicht es, am Folgetag ein Botenmädchen zu beauftragen. (MA 8.1, 242)

Dass die Poſt von Jena nach Tübingen ſieben Tage benötigt, wird auch im Brief vom 22. Februar 1795 deutlich:

Noch muß ich Sie ernſtlich bitten, ſich unſers dritten Stücks der Horen zu erinnern. Cotta bittet mich dringend ihm die Mſkrpte früher zu ſchicken, und meint, daß der 10te des Monats der ſpäteſte Termin ſein müſſe, an welchem er das Mſkrt beisammen haben müſſe. Es müſſe also am 3ten von hier abgehen können. (MA 8.1, 64)

An einem Freitag erhält Schiller einen Brief, in dem angekündigt wird, daß „morgen Abend mit der reitenden Poſt“, also am Samstag, ein weiteres Paket kommt. (MA 8.1, 73) Dieſer Brief iſt auch in anderer Hinſicht bemerkenswert. Ohne Eingangsformel iſt er gleichſam telegrammartig verfaßt, weiſt kaum Gliedsätze auf und beſteht aus durchwegs kurzen, einfachen Satzgliedern.

Zum Problem wird der Poſttag im neuen Jahr 1795. Am 2. Jänner entſchuldigt ſich Schiller, daß er einen Aufſatz Meyers nach ſeiner Bearbeitung dieſem nicht wieder vorlegen konnte, weil er ihn „an demſelben Poſttag mußte abgehn laſſen.“ (MA 8.1, 53)

Briefe werden generell ſchneller befördert als Pakete, wie folgende Briefſtelle beweist: „Die neuen Horen ſind fertig und ein Exemplar davon iſt mir ſchon mit der Briefpoſt zugeſchickt worden. Morgen erwarte ich das Paquet.“ (MA 8.1, 66) Aus Stuttgart treffen immer wieder Horen-Exemplare per Briefpoſt ein, wie Schiller ſtets betont. (MA 8.1, 250)

Die Poſtbeförderung, ſo geht aus dem Briefwechſel hervor, unterteilte ſich in eine fahrende und eine reitende Poſt. Mit der langſameren Fahrpoſt wurden Wertsachen und Pakete transportiert, mit der reitenden Poſt wurden Briefe und Zeiſchriften befördert.

Es iſt aber offenkundig nicht ſicher, daß jene Pakete, die mit der fahrenden Poſt befördert werden, auch ankommen. Warum ſonſt müßte Schiller nachfragen, ob ſein „Pack Dienſtag mit der fahrenden Poſt“ angekommen ſei. (MA 8.1, 256)

Eine Beſchwerde über die Poſt formuliert Schiller, als ſie eine Geldebeförderung ablehnt: „Die reitende Poſt ſendet mir mein Paquet zurück, und will es, des

Geldes wegen, nicht nehmen. Weil die fahrende Post erst Montags abgeht, so sende ich einstweilen die Horen. Was für klägliche Postanstalten!“ (MA 8.1, 134) Geschrieben hat Schiller diese Beschwerde an einem Dienstag. Er muss also eine ganze Woche warten, um Goethe sein ausständiges, „epigrammatisches Honorar“ erneut schicken zu können. Der Ärger ist also durchaus verständlich. Aber warum befördert die reitende Post kein Geld? Sind die Wege zwischen Jena und Weimar so unsicher, dass Gefahr für den Boten bestünde? Aus dem Brief geht dies nicht hervor. Schiller konnte die Ablehnung seiner Sendung freilich nicht antizipieren, was daraus ersichtlich wird, dass er diese Information auf die Rückseite des eigentlichen Briefs notiert und vorne durch „verte“ (dt. wende) auf diese Notiz hinweist. (MA 8.1, 134) Am 10. Februar 1796 bestätigt Goethe den Empfang eines Geldbetrags, ohne dass vorher darüber hätte gesprochen werden müssen, was darauf hindeutet, dass Schiller diesmal die reitende Post von vornherein unberücksichtigt ließ. (MA 8.1, 162) Dass Geld nur durch die fahrende und nicht durch die reitende Post befördert wird, beklagt auch Cotta, was Schiller umgehend Goethe mitteilt. Allerdings handelt es sich in diesem Fall um einen Geldtransport nach Zürich und „in jene Gegend“ ging zu diesem Zeitpunkt eben keine fahrende Post ab. (MA 8.1, 277)

Höhere Summen überbringt Schiller persönlich. Das Vertrauen in die Botenmädchen oder die Post ist demnach doch nicht so groß, wenn es um Geld geht. Wegen inhaltlicher Indiskretionen macht sich Schiller weniger Sorgen. Vermutlich weiß Schiller um den Geschmack der Boten und kommt gar nicht auf die Idee jemand könnte am Inhalt seiner Briefe interessiert sein. (vgl. MA 8.1, 352) Auch jene Kalender, die Schiller am 18. Jänner 1796 nach Weimar schicken möchte, werden von der Post nicht angenommen. Den Grund erfahren wir nicht, jedenfalls werden sie deswegen vom „BotenMädchen“ überbracht, wie Schiller in einer eigens dafür nachträglich verfassten Fußnote anmerkt. (MA 8.1, 151)

Die Post verkehrte je nach Zielort nur an bestimmten Wochentagen zu festgelegter Stunde, weshalb der Posttag eine wichtige Rolle spielt: „von Posttag zu Posttag wartet man auf eingehende Briefe, Posttag um Posttag versäumt oder nutzt man für die Ausfertigung und Absendung der eigenen Schreiben, und offenbar ist der Briefverkehr durch diese feste Regelung eher belebt als eingeschränkt, das seltenere Angebot doch um so entschiedener genutzt

worden.“⁸⁵ Der Posttag regelt demzufolge die Brieffolge und beeinflusst auch die literarische Arbeit. Einen Angriff Stolbergs, den Goethe in einem Brief an Schiller erwähnt, soll ihm Goethe „auf einen Posttag“ verschaffen. Danach wird er mittels Xenion „gezüchtigt“. (MA 8.1, 129; vgl. auch MA 8.2, 202)

„An Posttagen war der Minister [Goethe] für niemanden zu sprechen.“⁸⁶ Aber auch Schiller ist an Posttagen sehr beschäftigt, wie er unter anderem am 16. März 1798 bedauert: „Nur ein paar Worte zum Gruße. Ich habe Posttag und der Kopf ist mir sehr eingenommen.“ (MA 8.1, 551) Am 9. Dezember 1794 ist Schiller wegen des Posttags sogar zerstreut, was sich auch inhaltlich auf den Brief auswirkt. (MA 8.1, 46)

Zwischen Jena und Weimar verkehrt aber nicht nur die Post, sondern auch ein Botendienst. Diese Botenmädchen, die als Konkurrenz zur Post zwei Mal wöchentlich verkehrten, sind bei der Diskussion um die Post stets zu berücksichtigen. Wenn im Allgemeinen gilt, dass es kurz vor oder an den Posttagen ein Maximum an geschriebenen Briefen gibt,⁸⁷ so bringen die Botenmädchen diese Statistik durcheinander.

Über die Vorzüge des Botenwesens gibt folgende Briefstelle Auskunft: „Ich schicke dieses Paquet durch einen Boten damit es Ihnen so früh als möglich zukomme und damit ich den Roman wieder zurück erhalte, mit welchem ich auch nicht länger zaudern darf.“ (MA 8.1, 96) Der Bote ist demnach nicht nur schneller und zuverlässiger, sondern wartet beim Empfänger gleich auf die Rückantwort und liefert diese bei Bedarf auch wieder beim ursprünglichen Sender ab.

Tatsächlich schreibt Schiller sofort zurück, indem er bedauert, nicht mündlich über das 6. Buch von Wilhelm Meister sprechen zu können, „weil man sich in einem Brief nicht auf alles besinnt und zu solchen Sachen der Dialog unentbehrlich ist.“ (MA 8.1, 97) Beide Briefe sind gleichlautend datiert, der Bote muss also gewartet haben.

Schillers Anmerkung ist aber in einer anderen Hinsicht bemerkenswert, wenn er meint, sich in einem Brief nicht auf alles besinnen zu können. Damit widerspricht er der gängigen Meinung vom Brief als Medium der Reflexion:

⁸⁵ Schöne 1967, 199.

⁸⁶ Beyrer 1996, 24.

⁸⁷ Vgl. Siegert 1993, 45.

Wegen des unvermeidlichen briefftypischen Phasenverzugs [haben die Verfasser von Briefen] mehr Zeit, über Sprecherstrategien nachzudenken, weshalb ihnen zwangsläufig Sprache als Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation in einem viel stärkerem Maße als bei der Realisierung anderer Formen alltäglicher Kommunikation bewußt wird.⁸⁸

Wenn man allerdings den wartenden Boten bedenkt, relativiert sich diese Aussage. Den möglicherweise ungeduldigen Boten im Nacken verliert der Brief seine sonst der mündlichen Kommunikation gegenüber vorteilhafte Eigenschaft des Phasenverzugs. Über diese Situation dürfte Schiller derart ungehalten sein, dass er seine Rezension des Wilhelm Meisters mit den Worten „ich mag in einem Brief über diese kitzlichte Materie nichts weiter vorbringen“ abbricht und auf eine mündliche Unterredung hofft. Möglicherweise kritisiert Schiller in diesem Brief das sonst so beliebte schriftliche Kommunikationsmedium unbewusst oder bewusst. Denn auch in seinen Dramen kritisiert Schiller das Medium Brief. Es geht um Gesellschaftskritik, wobei das Medium Brief dieser zu kritisierenden Gesellschaft eben inhärent ist und somit selbst kritisierbar wird.⁸⁹ Aber „in der Zeit von Schillers schärfster Kritik am Briefwesen steht dieser selbst mit vielen Persönlichkeiten in brieflicher Verbindung.“⁹⁰ Diese scheinbar paradoxe Situation lässt sich erklären, denn „weder in seiner Kritik der Briefkultur noch in seiner allgemeinen Gesellschaftskritik ist Schiller so realitätsfern zu glauben, dass das Rad der Geschichte zurückgedreht werden könnte oder gar zurückgedreht werden müsste.“ Er ist sich also der Notwendigkeit der Entwicklung bewusst, wie auch heute moderne Medien kritisiert und dennoch genutzt werden. Und so spiegeln sich zwar im Medium Brief und im Umgang mit dem Medium die negativen Aspekte der Gesellschaftsentwicklung, „aber es ist doch zugleich auch Kennzeichen einer Gesellschaft, die sich zur Humanität entwickeln kann.“⁹¹ Dass Goethe demgegenüber den Medien des 18. Jahrhunderts eher positiv gesinnt ist, wurde weiter oben angedeutet.

Zurück zu den Boten. Am 21. August 1795 ist erstmals von Botenweibern die Rede. (MA 8.1, 101) Nur einen Tag später treten sie erneut aufs Tapet. Ein kurzes Billett bricht mit der Erklärung ab: „Nur soviel zur Nachricht. Die Botenweiber

⁸⁸ Nickisch 1991, 20.

⁸⁹ Vgl. Anderegg 2001, 23-43.

⁹⁰ Ebd., 42.

⁹¹ Ebd., 43.

packen ein.“ (MA 8.1, 102) Eine Botenfrau steht laut Goethe-Wörterbuch „meist im festen Vertragsverhältnis für den regelmäßigen Transport von Briefen u[nd] Sachen, insbes[ondere] im Verkehr zw[ischen] Weim[ar] u[nd] Jena.“⁹²

Ist diese Beförderung unzuverlässig, kann es zu unterschiedlichen Problemen kommen. Am 12. Juli 1796 mahnt Goethe, „nichts mit den Botenweibern“ zu schicken, nennt aber nicht den Grund. Möglicherweise weil er ohnehin vier Tage später nach Jena reiste. (MA 8.1, 217) Auf die Botenfrauen ist also nicht immer Verlass, wie Goethe auch am 28. Juli 1798 empört feststellt: „Ihr Brief ist mir heute spät zugekommen. Schärfen Sie doch der Botenfrau ein daß sie die Briefe gleich selbst bringt. Diese Leute machen sichs manchmal bequem und geben die Sachen an kleine Knaben, die sich im herumtragen verspäten.“ (MA 8.1, 603)

Auch Schiller ist mit dem Service nicht immer zufrieden: „Sollten Sie mir morgen mit der Botenfrau noch etwas zu sagen haben, so lassen Sie ihr doch einprägen, mir den Brief zeitig zu übergeben. Ich erhalte ihn sonst erst Donnerstags.“ (MA 8.1, 637) Diese Zeilen sind übrigens mit Zeilenumbrüchen gleichsam in Gedichtform geschrieben.

Goethe dokumentiert die meisten seiner Briefe in einem Verzeichnis, in dem auch manchmal die Art der Beförderung angegeben ist. Oft ist aus den „Postsendungen“ (WA IV 3, 311ff; WA IV 10, 429ff. bzw. am Ende des jeweiligen Bandes) aber nicht eruierbar, ob ein Brief per Post oder mit dem Boten transportiert wurde. Wenngleich diese Liste *Postsendungen* verzeichnet, sind darin auch, wie aus dem jeweiligen Brief eindeutig hervorgeht, mittels Boten überbrachte Briefe angeführt.

Die nötige Beförderung vom Schreiber zum Adressaten, ist eine der kommunikativen Beschränkungen des Briefs. Am 26. Juni 1799 ist es die Fahrlässigkeit der Botenfrau, die einen Brief Goethes einfach liegen lässt. Deshalb muss sie auch die Schuld auf sich nehmen, dass Schiller an diesem Tag nichts von Goethe erhält. Der Satz „Eben da ich Ihren Brief erhalte, bringt man mir den meinigen zurück“ drückt die Entrüstung Goethes deutlich aus. (MA 8.1, 713) Solche Missgeschicke sind aber selten, im Allgemeinen hat der Bote Vorteile

⁹² Goethe-Wörterbuch online, s.v. Botenfrau. URL: <http://www.woerterbuchnetz.de/woerterbuecher/gwb/wbgui?lemid=JB04137> [12. Oktober 2008].

gegenüber der Post. Diese verkehrte im 18. Jahrhundert nur ein- bis zweimal pro Woche, die Botenfrauen waren also eine notwendige Ergänzung.

Sowohl von der Post als auch von den Boten erwartet man sicheres und geheimes Ankommen der Sendung beim richtigen Adressaten, ohne dass unerwünschte Leser vom Inhalt des Briefs Kenntnis nehmen. Das Vertrauen in ein anonymes Zustellwesen ist wichtig und konstitutiv für private Briefwechsel: „Auf die Geheimhaltung der Briefe wird gerade wegen und nicht trotz der Unbekanntheit des Boten vertraut.“⁹³ Das Risiko unerwünschter Mitleserschaft wird dadurch aber nicht ausgeschlossen, es begleitet einen Brief bis zu seiner Vernichtung.⁹⁴

Es ist also neben den Möglichkeiten zur Beförderung auch wichtig, „welchen Schutz der aus der Hand gegebene Brief auf seinem Wege bis zum Empfänger genießt“, ohne den eine „effektive Realisierung brieflicher Kommunikation“ nicht möglich wäre. Vor allem in Krisen- und Kriegszeiten wurde auch im 18. Jahrhundert der Briefverkehr staatlich überwacht.⁹⁵ Dadurch dass der Brief Medium schriftlicher Kommunikation ist, besteht die dieser Form inhärente Gefahr, dass das Geschriebene in falsche Hände geraten kann. Deshalb gibt es das Briefgeheimnis, was in einer gewissen Weise der Zensur entspricht:

In beiden Fällen geht es darum, die sozial nicht adäquate Kommunikationsadresse zu vermeiden. Schriftlichkeit und Zustellbarkeit gewährleisten, daß jeder jederzeit mit jedem kommunizieren kann. Die universelle Zustellbarkeit bedarf aber eines Korrektivs in der Sozialdimension. Der Garantie für die Zielgenauigkeit der Adresse entspricht das Vertrauen in die Boten.⁹⁶

Siegel und Briefumschlag führen zu Entkoppelung von Information und Mitteilung. Der versiegelte Brief verhüllt zwar die im Brief enthaltene Information, ermöglicht aber jedem Betrachter „Informationen über die Mitteilungsselektion der nicht vollständig beobachtbaren Kommunikation.“⁹⁷ Mit anderen Worten: Jeder, der einen Briefumschlag sieht, weiß wer an wen einen Brief schreibt, aber nicht, was in diesem Brief steht. Vielleicht ist auch deswegen die Praxis des Einschließens mehrerer Briefe so beliebt. Dadurch bleiben wenigstens manche Absender geheim

⁹³ Bohn 1996, 316.

⁹⁴ Vgl. ebd., 321.

⁹⁵ Nickisch 1991, 218.

⁹⁶ Bohn 1996, 315.

⁹⁷ Vgl. ebd., 319.

und Klatsch kann vermieden werden, der durch das Interesse der Boten am Inhalt entstehen könnte.⁹⁸

Es ist entweder die Angst vor einer ungewollten Leserschaft oder die Intention einer späteren Publikation des Briefwechsels, die Schiller und Goethe von einer „guten Freundin“ Sxx oder S. abfällig sprechen lassen. (MA 8.1, 248 bzw. 249) Obwohl viele andere wie Stolberg oder Reichardt, die scharf kritisiert werden, durchaus beim Namen genannt werden, wird Caroline Schlegel anonymisiert. (vgl. MA 8.2, 267)

Seinem Brief vom 22. Juli 1796 legt Goethe ein „Briefchen, das ich niemand zu zeigen bitte“ bei. (MA 8.1, 220) Laut Nationalausgabe (NA 36 II, 307) handelt es sich um einen Brief Voigts, der von den Kriegseignissen handelt, die Goethe seinerseits dann Schiller in seinem Brief mitteilt. Das wäre aber nicht nötig, da Schiller dies selbst dem beigelegten Originalbrief entnehmen könnte. Die Münchner Ausgabe zieht daher einen Brief von Kirms in Betracht, der von angeblichen Friedensverhandlungen berichtet. (vgl. MA 8.2, 252) Allerdings scheint das Diminutiv Briefchen in diesem Fall nicht angebracht, das Goethe höchst selten und auch nur dann gebraucht, wenn es sich um Briefe von Frauen oder seinem kleinen Sohn August handelt. Einmal erwähnt er ein Briefchen von Mayer, allerdings auch positiven Inhalts. (MA 8.1, 373) Der Inhalt des Briefchens muss also äußerst brisant aber nicht zwangsläufig politischer Natur sein. Jedenfalls verlässt sich Goethe auf Schillers Verschwiegenheit, wie auf die der briefbefördernden Instanz, die den Brief genauso öffnen und lesen könnte.

Besonders auf die Verschwiegenheit Schillers und das Briefgeheimnis hoffend, informiert Goethe stolz über seine neueste naturwissenschaftliche Entdeckung. „Sagen Sie niemand nichts davon“ lautet die eindringliche Bitte Goethes. Mit Goethes Schreiber und Schiller stehen zwei Leser zur Disposition, die naturgemäß als implizite Leser auch für die Produktion eine Rolle spielen. Ein möglicherweise wenig dienstbeflissener Bote oder eine absichtlich brieföffnende Behörde wären dann weitere implizite Leser. Die eigens angefügte „Nachschrift“, in der er nochmals seine Entdeckung genauer erläutert, zeugt von Goethes lebhaftem Interesse an der Sache. (MA 8.1, 234)

⁹⁸ Vgl. ebd., 317.

Das Briefgeheimnis und der Schutz der entstandenen bürgerlichen Intimsphäre werden erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wichtig:

Die Intimsphäre wird als verletzlich anerkannt, und die für den Prozeß ihrer Konsolidierung gleichzeitig notwendige Aufhebung der Trennung zwischen bürgerlicher Öffentlichkeit und häuslicher Sphäre entpuppt sich als ein wunder Punkt der bürgerlichen Gesellschaft.⁹⁹

Und so entsteht eine Aporie, denn das „Bürgerlich-Private wird zur öffentlichen Norm, darf aber durch den Prozeß der Öffentlichmachung nicht verletzt werden.“¹⁰⁰

Dieser Zwiespalt wird auch in Goethes Briefen sichtbar. Einerseits ist der Brief „Mittel der Information über die Verhältnisse Dritter“ als „öffentliche Mitteilung privater Briefe“ und hat insofern öffentlichen Charakter, andererseits wird Goethes „Beharren auf dem ausschließlich ‚intimen‘ Status der Mitteilung, auf dem Briefgeheimnis“ im erwähnten Brief deutlich. In manchen Briefen ist demnach die persönliche, ungezwungene Mitteilung an das Wissen um das Briefgeheimnis gebunden. Im Gegensatz dazu sind aber oft auch intime Briefe nicht nur für die Rezeption eines einzigen Adressaten bestimmt. Die Weitergabe von Briefen erfolgte im Fall Goethes und Schillers natürlich auch wegen des ästhetisch-philosophischen Räsonierens in Privatbriefen.¹⁰¹

Der Posttag als strukturierende Instanz für die literarische Produktion wird von Schiller am 22. Jänner 1796 direkt erläutert. Bei der gemeinsamen Produktion ihrer Epigramme „soll kein Posttag leer sein, und so rücken wir doch in 4, 5 Monaten weit genug vor.“ (MA 8.1, 152) Die durch die Post bedingte Dauer beeinflusst also auch das Publikationsintervall von gemeinsam verfassten und vor allem gegenseitig angeregten und korrigierten literarischen Werken. Die ineinander verschränkte Arbeit, wie sie Schiller selbst bezeichnet, (MA 8.1, 159) ist also durch den Posttag strukturiert. Wie weit die Orientierung am Posttag geht, zeigt der Beginn eines Briefs vom 26. Juni 1799, der auch als Vorwurf gelesen werden kann.¹⁰² Goethe wundert sich, „heute keinen Brief“ von Schiller erhalten zu haben und hat sich „deswegen kaum überzeugen, daß es Mittwoch sei.“ (MA 8.1,

⁹⁹ Nörtemann 1990, 223.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Jeßing 1997, 433.

¹⁰² Vgl. dazu auch Kapitel 6.2 in dieser Arbeit.

712) Der regelmäßig am Mittwoch eintreffende Brief Schillers ersetzt gleichsam den Kalender.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass auch politische Ereignisse die Postarbeit beeinflussen können und derart auf die schriftstellerische Arbeit zurück wirken. Am 31. Juli 1796 nennt Schiller die beunruhigenden Kriegsgeschehnisse als Grund, sich mit der Arbeit an den Horen Zeit lassen zu können:

Der Cellini pressiert diesmal nicht, denn leider kann ich schon mehrere Posttage nichts mehr an Cotta bringen, die Post nimmt nichts nach Stuttgart und Tübingen an. Auch die letzte Lieferung des Cellini liegt noch da, die für das 8te Stück bestimmt ist, und Cotta kann das Mskript zu dem siebenten, welches bei der Einnahme von Stuttgart noch unterwegs war, nicht empfangen haben. (MA 8.1, 229)

Nicht nur nach Schwaben senden ist unmöglich, sondern auch aus Schwaben empfangen kann Schiller „seit 8 Tagen keine Nachrichten mehr“, was ihn hinsichtlich seiner dort lebenden Familie sehr beunruhigt. (MA 8.1, 229) An dieser bedrückenden Situation ändert sich auch wenige Tage später am 8. August nichts, wenn Schiller besorgt feststellt: „Aus Schwaben ist noch immer keine Nachricht gekommen, und ich kann keine dort hin bringen.“ (MA 8.1, 234)

Erst am 15. August bestätigt Schiller den Empfang von Briefen aus Schwaben. Warum er diesen Sachverhalt Goethe mitteilen muss, erklärt sich aus der Einschränkung des Postverkehrs:

Weil ich vor der Hand nur über Frankfurt Briefe nach Schwaben bringen kann und mir an der gegenwärtigen Bestellung an Cotta alles liegt, so ersuche ich sie, eingeschlossenes an Ihre Frau Mutter nach Frankfurt einzuschließen, und die schnellste Absendung nach Stuttgart zu empfehlen. (MA 8.1, 240)

Nicht die Sorge um die Verwandten oder die Besorgnis der Verwandten bewegt Schiller zu diesem Schritt, sondern eine Sendung an seinen Verleger. Während des Schreibens des Briefs erfährt Schiller, dass man auch in Jena Briefe nach Stuttgart über Frankfurt aufgeben kann, was er nach den bereits gewünschten schönen Grüßen anmerkt und Goethe von seiner Aufgabe im letzten Moment entbindet.

Nicht nur aufgrund kriegereischer Ereignisse, auch witterungsbedingt können Sendungen ihr Ziel verpassen. So geschehen Ende Dezember 1796 als Schiller ein Paket zurückerhält, welches zwei Tage zuvor dem Botenmädchen übergeben wurde. Das Mädchen konnte aber „des Wassers wegen nicht fort.“ (MA 8.1, 294)

5.2.2 Post als Herrschaftsinstrument

Die Post als Herrschaftsinstrument war zunächst nur Herrschern vorbehalten, wobei die Postkurse die Eckpunkte des Habsburgerreichs verbanden. Dieser Staatspost analog bildeten die Botenanstalten ebenfalls geschlossene Systeme und standen bis ins 17. Jahrhundert nur ihren eigenen Institutionen zur Verfügung, wie zum Beispiel Universitätsposten, städtische Posten, Posten der Kaufleute, fürstliche Boten oder Klosterboten. Im Jahr 1600 wurde den Reichspostbetreibern Thurn und Taxis formell erlaubt, Porto für Privatbriefe einzuheben. Damit wurde eine ohnehin gängige Praxis legitimiert: „nicht mehr zum Wohl und zur Ehre des Kaisers bzw. Königs gibt es in Zukunft Posten, sondern zum Wohl einer Population von Subjekten.“ Die Macht des Staates gründet folglich in der Einrichtung und Monopolisierung dieser Zustellung.¹⁰³

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Thurn und Taxis-Reichspost mit dem Zentrum in Frankfurt am Main über die meisten Gebiete des Reichs verbreitet.¹⁰⁴

Nach 1600 richten einzelne Staaten eigene Staatsposten ein, was natürlich nicht uneigennützig geschieht. Mit diesem Medium nämlich macht der Staat erstens die Leute von sich reden, zweitens kann er diese Reden kontrollieren und drittens finanziert er diese Kontrolle durch das auf diese Reden eingehobene Porto.¹⁰⁵

Dieser „Postzwang“ ist die Maßnahme einer Macht, „die das Leben in ihre Regie übernommen hat: Verkehr wird Gegenstand einer Biopolitik der Bevölkerung“ und führt in weiterer Folge zur institutionellen Verklammerung von Zeichen- und Körperverkehr.¹⁰⁶

Wegen der Portoeinnahmen und der Kontrolle, die damit finanziert wird, wird die Staatspost auch monopolisiert und die Metapher von der Post als Polizeiinstitut drängt sich auf. Berücksichtigt muss auch werden, dass die Korrespondenten Zeit zum Antworten benötigen, weshalb es nur wenige Posttage gibt.¹⁰⁷

Es verwundert also kaum, wenn die Post ihre Monopolstellung mit allen Mitteln verteidigen möchte, wie Goethe in einem Brief an Schiller des Jahres 1799 wissen lässt:

¹⁰³ Siegert 1993, 13.

¹⁰⁴ Vgl. Nickisch 1991, 215-218.

¹⁰⁵ Vgl. Siegert 1993, 14.

¹⁰⁶ Ebd., 60.

¹⁰⁷ Vgl. ebd., 62. Vgl. auch Fontius 1988, 270.

Sie werden vielleicht davon gehört haben, daß der hiesige Postverwalter Becker den Botenweibern ihr Postwesen legen will, und diese jetzt keine Pakete bloß Briefe, die sich verbergen lassen, mitnehmen können. Wenn man ihnen doch ihr altes Gewerbe wieder herstellen könnte! Dieser Becker ist ein miserabler Patron, und auch außer seinen Chicanen als Postmeister ein böses Mitglied des hiesigen gemeinen Wesens, da er allen Ordensunfug und andre Liederlichkeiten hegt. (MA 8.1, 721)

Der Postmeister hatte die herzogliche Landespost in Jena gepachtet und sah die Botenweiber naturgemäß als Konkurrenz um die Portoeinnahmen. Die Fürstlich Sächsische Kammer wollte daraufhin Konzessionsgebühren als Ausgleich für entgangene Einkünfte von den Botenweibern einheben, was aber die Regierung in Weimar ablehnte. (vgl. NA 30, 291f.; MA 8.2, 518f.) Dass es sich bei diesem Streit tatsächlich um eine rein finanzielle Angelegenheit handelte, ist zwar zu bezweifeln, kann aber anhand der zur Verfügung stehenden Quellen nicht widerlegt werden.

5.2.3 Von Posttag zu Posttag

Wie bereits erwähnt, gab es nur wenige Posttage und auch die Boten gingen nur zweimal wöchentlich, um den Briefpartnern Zeit für die Antwort zu geben. Diese Zeitspanne von einigen Tagen schöpfen Goethe und Schiller manchmal vollständig aus.

Am 19. März 1795 beginnt Schiller einen Brief, den er auch abschließt, aber am darauffolgenden Tag wieder aufnimmt. Daran zeigt sich eindeutig, wie groß die Manipulationsmöglichkeiten beim Medium Brief sind. Eindrucksvoll wurde das von Schöne (1967) anhand eines Briefs Goethes an dessen Freund Behrisch vom 10. November 1767 demonstriert. Mehrere Tage dauert die Produktion dieses Briefs, wobei sich stets eine neue Situation und Gemütslage an Stil und Syntax erkennen lässt. Im Vergleich mit Goethes Briefroman Werther beweist Albrecht Schöne das kalkuliert Gemachte dieses eigentlich privaten Briefs.¹⁰⁸ An diesem Brief und auch seinem Briefroman wird sichtbar, dass Goethe seit seiner Jugend auch die manipulativen Möglichkeiten des Mediums Brief voll auszuschöpfen imstande ist.¹⁰⁹

Der Schreibprozess muss aber gar nicht über mehrere Tage dauern, um einen Brief von einem Gespräch unterscheiden zu können. Alleine durch

¹⁰⁸ Vgl. Schöne 1967, 193-229, Anton 1995, 62 sowie Anderegg 1996, 13-15. Der Briefwechsel mit Schiller findet fast 30 Jahre später statt, was besondere Vorsicht mit Analogien gebietet, hier aber grundlegende Möglichkeiten der Kommunikationsform aufzeigt.

¹⁰⁹ Zum Einfluss des Briefromans auf Privatbriefe und umgekehrt vgl. Nörtemann 1990, 219f.

Verschriftlichung wird Funktion und Wirkungsmöglichkeit des Briefs begründet, und der brieftypische Phasenverzug zwischen Absendung und Empfang eines Briefs bewirkt. Diesen Phasenverzug kann man sich dann zunutze machen, wenn spontane Reaktion nicht nötig oder erwünscht ist. Die Kommunikationspartner sind sich aber bewusst, dass ein aufgegebenener Brief außerhalb ihres Einflussbereichs liegt:

Allerdings müssen die phasenverschoben miteinander Kommunizierenden immer in Kauf nehmen, daß das, was sich zwischen Absenden und Empfangen des Briefftextes ereignet und was somit den durch den Emittenten initiierten Kommunikationsakt in unvorhersehbarer Weise verändern kann, weder vom Sender noch vom Empfänger zu beeinflussen ist.¹¹⁰

Ein ganz anderer Grund einen Brief über mehrere Tage zu gestalten, kann Krankheit sein. Ein rheumatisches Fieber setzt Goethe einige Tage außer Gefecht und den ersten Brief nach seiner Genesung muss er für zwei weitere Tage unterbrechen: „Dieses Blatt, das einige Tage liegen geblieben, will ich wenigstens der heutigen Post nicht vorenthalten.“ (MA 8.1, 76)

Dieser Phasenverzug kann andererseits auch dazu führen, dass sich Briefe überschneiden, was bewirkt, dass Briefe auch länger nicht beantwortet werden können. Schiller musste wegen einer Erkrankung Goethes über zehn Tage auf eine Antwort warten und fragte in dieser Zeit aber auch nicht nach, wodurch diese Lücke bedingt ist. Goethes Brief nach der Wiedergenesung beantwortete Schiller dann sofort. Goethe konnte die Antwort offenbar nicht mehr abwarten und verfasste, noch bevor der erste beantwortet war, den nächsten Brief. (MA 8.1, 75-78) Aus Schillers Antwort wird ersichtlich, dass er über Goethes Erkrankung nicht Bescheid wusste. Möglicherweise hätte er dann in dieser fast zweiwöchigen Periode wenigstens Genesungswünsche übermittelt, aber so ist eine gewisse Ungeduld Goethes erkennbar, die auch am mehrmaligen Nachfragen nach Schillers Befinden ablesbar ist, was er im ersten Teil formuliert und im zweiten Teil des Briefs wiederholt. Schiller wusste also von Goethes Krankheit nichts, wie er selbst beteuert, und so ist eine Lücke entstanden, die durchaus weitreichende Konsequenzen nach sich hätte ziehen können, denn „[e]ine ausbleibende briefliche Antwort bedeutete natürlich zunächst, daß der Brief seine Funktion als Kommunikationsmittel zum Teil einbüßte.“ Bedenkt man, dass „das Ausbleiben eines erwarteten Briefes Enttäuschung, Zweifel an der Treue des Freundes, ja

¹¹⁰ Nickisch 1991, 12. Vgl. dazu auch Bürgel 1976, 288.

Seelenqual auslösen [kann]“, wäre unter Umständen die weitere Korrespondenz gefährdet gewesen.¹¹¹

Im Gegensatz dazu kann der Empfang eines Briefs Freude beim Empfänger auslösen. Schiller erhält eine Sendung zu seiner „großen Freude und Beruhigung.“ (MA 8.2, 44) Goethe hätte zu seinem Geburtstag „kein angenehmer Geschenk werden können“ als Schillers Brief (MA 8.1, 16) und nicht nur letztere Bemerkung bezieht sich auf den Brief selbst und nicht auf etwaige Beilagen. Schillers Brief vom 25. Juli 1797 soll samt Beilage Goethe sogar zur „Rekreation“ nach einer Krankheit dienen. (MA 8.1, 378)

Durch die gesamte Korrespondenz werden auch immer wieder einzelne Briefe mit dem Attribut *lieb* versehen. Schweigen könnte also durchaus mit Abschwächung der Freundschaft zu tun haben. Einzuräumen ist hier nur die Möglichkeit, wenn sich fehlende schriftliche Antworten auf Briefe des einen oder des anderen einfach durch mündliche Unterredungen erklären lassen.¹¹² An all diesen Sachverhalten manifestiert sich jedenfalls die räumliche und zeitliche Trennung der Kommunikationspartner, die für den Brief konstitutiv ist.

Zu einem am 6. Oktober 1795 begonnenen Brief ergänzt Goethe ganze vier Tage später: „Soweit hatte ich vor einigen Tagen diktiert, nun sage ich Ihnen nochmals Adieu, ich gehe erst morgen frühe weg.“ Goethe wollte nach Frankfurt reisen, die unsichere Situation in Hessen ließ ihn jedoch zögern und schließlich wurde der Plan verworfen. (MA 8.1, 114)

Man kann die Möglichkeit des Aufschubs aber auch anders nutzen. Seine Abhandlung über das Naive hat Schiller „einen Posttag zurückbehalten“, um sie Goethe noch persönlich vorlesen zu können.

Den Brief, den Goethe dann am Mittwoch, den 22. Juni 1796 abschickt, diktiert er bereits am Vortag. Goethe weist bereits im Briefeingang auf diese Vorgehensweise hin (MA 8.1, 177) und datiert den Brief ausdrücklich mit dem Hinweis auf das Datum des Absendens und nicht des Schreibens. (MA 8.1, 179) Daraus ist erstens zu erkennen, dass dienstags weder Boten noch die Post nach Weimar abgehen und zweitens wird durch die verbalisierte Vergegenwärtigung des Diktierens, also der Briefproduktion, neuerlich Distanz geschaffen und zwar

¹¹¹ Leighton 1989, 2f.

¹¹² Vgl. Oellers 1996, 87.

zum vergegenwärtigten Vorgang.¹¹³ Wenige Tage später am 22. Juli ist es Schiller, der „so erschöpft und müde [ist]“, dass er „heute nichts mehr schreiben kann noch will.“ In diesem Brief wird ein weiteres Mal die genaue Uhrzeit ohne Datum angegeben. Vielleicht ist Schiller tatsächlich besonders müde, worauf auch die späte Uhrzeit, nämlich „Abends um 10 Uhr“ hindeuten würde oder er möchte seiner behaupteten Müdigkeit solcherart Ausdruck verleihen, oder aber er ist wegen der Napoleonischen Kriege besorgt, denn auch davon ist die Rede in diesem kurzen Brief. (MA 8.1, 219)

Am 9. Juli 1796 schreibt Schiller einen längeren Brief, kann ihn aber nicht mehr absenden, wie er in einer Ergänzung, die er mit „Montag früh“ in gesperrtem Text überschreibt, wissen lässt: „Ein Besuch hinderte mich gestern diesen Brief abzusenden. Heute kann ich nichts mehr hinzusetzen, da es zu unruhig bei mir zugeht.“ Schließlich hofft Schiller am kommenden Mittwoch „weitere Nachricht zu geben.“ (MA 8.1, 216) Der Brief wurde also am Samstag verfasst, sollte am Sonntag abgeschickt werden, was wegen des angeblichen Besuchs nicht möglich war, wurde am Montag in der Früh ergänzt und dann abgesendet. Aufgrund der Handschrift weiß man außerdem, dass ein Teil auch am Sonntag geschrieben wurde, womit dieser Brief über einen Zeitraum von drei Tagen produziert wurde. (vgl. NA 28, 589) Dass die Post auch am Sonntag ging und zwar abends, mag ungewöhnlich klingen, war damals aber nichts Besonderes und wird durch einen Brief Goethes wörtlich bestätigt. (MA 8.1, 682)

Schon am Nachmittag desselben Montags folgt die nächste Information. In diesem Brief gibt Schiller die Uhrzeit an und lässt das Datum weg. Er schreibt den Brief demnach nachmittags um 3 Uhr. Das Datum ergibt sich aus dem Inhalt, es wird nämlich die Geburt von Schillers zweitem Sohn gemeldet. (NA 28, 262)

Womit diese beiden Briefe transportiert wurden, geht aus den Briefen nicht hervor. Die immer wieder beschworenen Botenweiber gingen am Dienstag und am Freitag von Jena nach Weimar und am Mittwoch und Samstag nach Jena zurück. (NA 30, 259) Es müsste also die Post gewesen sein, die diese beiden Briefe an diesem Montag befördert hat. Vermutlich wird aber auch die Post nicht zweimal täglich ausgeliefert haben, weshalb der Überbringer zumindest eines Briefes nicht ermittelt werden kann. Im Oktober 1796 wird fast täglich ein Brief verschickt, was

¹¹³ Vgl. Abschnitt 6.3 in dieser Arbeit.

demnach von den Botenweibern allein nicht zu bewältigen gewesen wäre. Als Schiller einmal den Dienstag als Botentag versäumt, berichtet er dies am Mittwoch per Post. (MA 8.1, 290)

Dass der Freitag ein Botentag war, wird im Briefwechsel auch indirekt bestätigt. Am Freitag, den 12. August 1796, wird Schiller von seiner Frau, die Goethe Zwieback schicken möchte, aus seiner Beschäftigung mit einem Gedicht gerissen, worauf er schreibt, dass er aus den erwähnten Gründen „den Botentag rein vergessen habe“ und folglich nur noch Zeit für ein paar Worte bleibt. (MA 8.1, 237) Auch am Montag, den 15. August 1796, kündigt Schiller an, „[m]orgen [also am Dienstag] mit den BotenMädchen ein mehreres“ zu senden. (MA 8.1, 240)

Es ist die „Macht der Briefe“, die das Bedürfnis erweckt, sie zu lesen und schnellstens zu beantworten.¹¹⁴ Liest man Goethes Reaktion auf Schillers Brief vor diesem Hintergrund, erscheint seine freundliche Antwort in einem etwas diffusen Licht. Die „freundliche Zuschrift“ begleitet von „guten Zwiebäcken“ wären ihm sehr erfreulich gewesen, schreibt Goethe am 13. August 1796 und fügt hinzu, dass sie ihn „mitten im Fleiße von allerlei Art“ antrafen. (MA 8.1, 238) Nur durch die „Macht der Briefe“ empfindet Goethe das Eintreffen des Briefs, der ihn mitten bei der Arbeit antrifft, nicht als Störung.

Ein reiner Posttag in Jena muss der Mittwoch gewesen sein, denn Schiller spricht vom 2. November 1796, eben einem Mittwoch, als einem „starken Posttag“. (MA 8.1, 267) Dieser Brief beginnt außerdem mit der Entschuldigung, nur „einen kleinen Gruß“ zu senden, weil Humboldt in Jena angekommen ist. (MA 8.1, 266) Es wird wohl eher Humboldt als der starke Posttag gewesen sein, der Schiller davon abhält, einen ausführlicheren Brief zu verfassen, denn er hat an diesem Tag nur einen einzigen weiteren Brief abgesendet. (vgl. NA 29, 310)

Die fahrende Post geht jedenfalls am Sonntag, denn Schiller verspricht gleich zu Beginn des Briefs das demselben Brief nicht beigelegte Lustspiel „[a]uf den Sonntag [...] der fahrenden Post mit[zu]geben.“ (MA 8.1, 456)

Am 14. März 1798, einem Mittwoch, nutzt Schiller die noch heute abgehende Post, einen Brief zu versenden und einen Aufsatz gleich mitzuschicken. (MA 8.1, 550) Er betont das deshalb, weil er in der Regel seine Briefe an Goethe immer dienstags und freitags mit der Botenfrau schickte und nur in Ausnahmefällen wie

¹¹⁴ Vgl. Baasner 2008, 64.

diesen die Post bemühte. (NA 29, 557) Genau aus diesen Gründen fordert Goethe Schiller im Herbst 1799 auch auf, bei Gelegenheit „doch auch zwischen den Botentagen“ zu schreiben. (MA 8.1, 763)

Als Goethe am 27. Juli 1799 vergeblich auf einen Brief wartet, vermutet er den Grund dafür darin, dass er einen Besuch bei Schiller angekündigt hat, aber dann nicht ausführen kann: „Ich habe heute keinen Brief von Ihnen erhalten, wahrscheinlich weil Sie glauben daß ich kommen werde; ich muß aber meine alte Litanei wieder anstimmen und melden daß ich hier noch nicht loskomme.“ (MA 8.1, 726) Drei Tage zuvor hatte Goethe noch gehofft, „nun nicht mehr zu schreiben.“ (MA 8.1, 726) Goethe hatte recht, Schiller hatte ihn erwartet und sah aus Goethes Brief seine „Hoffnung zerrinnen und ganz ins Unbestimmte wieder sich verlieren.“ (MA 8.1, 728)

5.3 Störungen

Störungen gibt es immer wieder und sie werden regelmäßig den gesamten Briefwechsel hindurch thematisiert und gleichsam als Entschuldigung für ausbleibende oder rudimentäre Briefe herangezogen. Den Brief vom 18. Oktober 1796 beispielsweise beendet Schiller mit den Worten: „Man unterbricht mich.“ Zuvor hat er das Schreiben des inhaltlichen Teils mit „usf.“ abbrechen müssen. (MA 8.1, 253)

Nicht nur beim Schreiben von Briefen kann man gestört werden, selbst Briefe zu schreiben kann als Störung empfunden werden. Schiller klagt, nicht viel gearbeitet zu haben und begründet dies nebst schlechtem Wetter mit einer großen „Briefschuld“, die abzutragen gewesen ist. (MA 8.1, 259) Ein „großer Posttag“ hindert Schiller mehrmals daran, ausführlicher zu schreiben. (MA 8.1, 325)

Goethe ist es übrigens nicht gelungen, seine Briefschuld abzutragen, was er 1806 in einem Brief an Achim von Arnim zugibt:

Man erzählt von dem bekannten Sekretär der Königl. Societät zu London, Oldenburg, er habe nur dadurch seine unendliche Korrespondenz bestreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet, als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor sich. Hätte ich diesem guten Beispiel folgen können, so würde ich bei meinen engern Verhältnissen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte. Denn gewiß, man liest keinen Brief zum erstenmal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden. (HA IV, 497)

In der Hoffnung seine Briefschuld einigermaßen abzutragen, reist Goethe sogar nach Jena, weil er sich dort mehr Ruhe erhofft: „und wenn ich ein Dutzend Briefe die ich schuldig war, bei meinem hiesigen Aufenthalt loswerde, so ist auch von der Seite was gewonnen.“ (MA 8.1, 827) Zu dieser Zeit war Schiller übrigens schon nach Weimar übersiedelt.

Dass das Schreiben von Briefen an Dritte über den gesamten Zeitraum des Briefwechsels gleich hoch war, zeigt nach obigem Beispiel aus dem Jahre 1796 auch ein Billett Schillers vom 12. September 1803. Er habe „soviele dringende Briefexpeditionen zusammen“, dass er damit vor neun Uhr nicht fertig wird und deshalb ein Treffen mit Goethe absagen muss. (MA 8.1, 944) Derselbe Brief enthält, und daran zeigt sich einmal mehr die Komplexität der Analyse von Briefwechseln, auch weitere interessante Aspekte. Schiller informiert Goethe über „einen harten Verlust“ Humboldts, über den er aus Humboldts beigelegtem Originalbrief nähere Details entnehmen kann, und bittet ihn um „ein Wort des Anteils“ für den Freund. Was Humboldts Brief betrifft, erbittet ihn Schiller wieder zurück, was Goethes Anteilnahme anbelangt, kommentiert die MA lapidar: „G. schwieg.“ (MA 8.2, 656)

Auch Krankheit in der Familie kann dem Briefeschreiben abträglich sein, wie der Brief vom 12. April 1797, der wahrscheinlich schon am Vortag geschrieben wurde, beweist. Schiller, dessen Sohn Ernst ernsthaft erkrankt ist, sagt „nur zwei Worte zum Gruß“ und hofft „morgen mit erleichtertem Herzen mehr [zu] schreiben.“ (MA 8.1, 326. Zur Datierung vgl. NA 29, 383)

Schillers Krankheit hindert ihn oftmals an der Korrespondenz wie an der Arbeit überhaupt. Ist er längere Zeit krankheitshalber verhindert, übernimmt seine Frau die verantwortungsvolle Aufgabe, die Korrespondenz aufrecht zu erhalten. (vgl. NA 29, 566-568) Formal betrachtet geht es hier um bloße Anbahnung und Aufrechterhaltung der Kommunikation, sozusagen um eine Präparierung des Sendekanals ohne inhaltliche Aussage.¹¹⁵

Nicht nur zwischen Goethe und Schiller, in der ganzen Gelehrtenrepublik gibt es immer wieder inhaltsleere Briefe mit pragmatischer Funktion zur Aufrechterhaltung des Netzwerkes. Indem die Korrespondenten daran arbeiten, dass einmal etablierte Kommunikationssystem weiter auszubauen beziehungsweise intakt zu

¹¹⁵ Vgl. Maurer 2003, 163.

halten, wird häufig nur die Freundschaft versichert.¹¹⁶ Um den Briefwechsel nicht zu unterbrechen wird der Briefwechsel oft selbst zum Thema, wie folgender Brief Schillers zeigt: „Endlich bin ich wieder im Stande Ihnen selbst von meinem Befinden Nachricht zu geben. Vierzehn Tage war ich zu allem unfähig, weil sich der Rheumatismus in den Kopf gesetzt hatte, und noch darf ich vor den nächsten 8 Tagen nicht hoffen, ein Geschäft vorzunehmen.“ (MA 8.1, 557)

Wenige Tage später ist es ein nicht näher bezeichnetes Geschäft, das Schiller den Abend unvermutet wegnimmt und ihm so vom Schreiben abhält, obwohl er, wie er sagt, über den letzten Brief Goethes, der ihm sehr zu denken gab, manches zu schreiben hätte. (MA 8.1, 332)

Besuche sind ein weiterer Grund einen Brief zu verzögern, plötzlich abzuberechnen oder aufzuschieben. „Ein Besuch stört mich, und ich will das Paquet nicht aufhalten“ (MA 8.1, 68) schreibt Schiller am 1. März 1795 und auch am 22. November 1796 ist es Schiller, der die Briefproduktion auf diese Weise beendet: „Ich habe Besuch und muss schließen.“ (MA 8.1, 277) Am 5. August 1796 behindert ein Besuch von Schillers Schwägerin mit ihrem Mann Schiller in seiner Briefproduktion, was er lapidar mit den Worten „Von andern Sachen das nächstemal. Ich bin nicht allein“ kommentiert. (MA 8.1, 233)

Wahrscheinlich ist es Goethes Vorgangsweise, zuerst ein Konzept zu erstellen und dann den Brief zu diktieren, warum es in seinen Briefen zu Bemerkungen dieser Art nicht kommt.

Das Schreiben eines Briefs kann also unter diversen Umständen vergessen oder behindert werden. Der Empfang eines Briefs ist hingegen kaum zu verhindern. Ein eintreffender Brief bewirkt sogar, dass bei seinem Auftauchen die Redenden schweigen.¹¹⁷

5.4 Körperlichkeit des Mediums

Das im letzten Kapitel Angesprochene hängt eng mit der Körperlichkeit des Briefs zusammen. Allein durch ihre Existenz erzielen Briefe bereits eine Wirkung und lösen gewisse Reaktionen aus. Oft kann schon das „Eintreffen des Briefträgers als Überbringer“ kaum abgewartet werden und auch der Empfang eines Briefs

¹¹⁶ Vgl. Arto-Haumacher 1995, 160-166.

¹¹⁷ Vgl. Baasner 2008, 63.

verursacht bestimmte Erwartungen oder Vermutungen, obwohl vom Inhalt noch nichts bekannt ist. „Diese Effekte sind beim Adressaten selbst am stärksten, in weniger ausgeprägter Form treten sie aber auch bei anderen mit dem Brief in Berührung kommenden Akteuren auf.“ Aus den Erwartungshaltungen resultieren Handlungen, die von sofortiger Lektüre bis zu heimlicher Unterschlagung reichen, wobei es einen Unterschied zwischen Privat- und Geschäftsbrief gibt.¹¹⁸

Der Brief als Artefakt hat also unabhängig von seinem Inhalt bereits eine Funktion:

Lange bevor sein Text und damit die wörtliche Botschaft entschlüsselt werden, deutet die bloße Präsenz eines Briefes bereits einen kommunikativen Vorgang an. Dieser bietet unverwechselbare Eigenschaften als mediale Voraussetzungen: zu ihnen zählt zunächst, dass er von einem bestimmten Absender an einen oder mehrere ebenfalls bestimmte Empfänger gerichtet wurde. Individuelle Adressierung und privatisierende Verschllossenheit des Briefes weisen Anfangs- und Endpunkt der durch ihn bewerkstelligten Kommunikation als exklusive Grenzmarken aus, zwischen denen Vertraulichkeit herrscht.¹¹⁹

Am 3. Jänner 1795 kündigt sich Goethe für den 11. Jänner an und meint, in „der Zwischenzeit hören Sie noch von mir.“ (MA 8.1, 54) Mit *hören* ist allerdings lesen gemeint, im Gegensatz zu Schillers Antwortbrief, in dem dieser wünscht, Goethes Epigramme während dessen Aufenthalt in Jena tatsächlich zu *hören*. Der Brief, durch den Schiller etwas von Goethe hören soll und der das dritte Buch Wilhelm Meisters enthält, sowie Schillers begeisterte Rezension der ersten Bücher sind beide am 7. Jänner 1795 verfasst und tatsächlich erhält Schiller Goethes Brief, nachdem er seinen bereits geschrieben aber noch nicht abgeschickt hat: „Eben da ich schließen will, erhalte ich die willkommene Fortsetzung Meisters. Tausend Dank dafür.“ (MA 8.1, 57) Der auditive Sinn des Menschen kann normalerweise nur durch Schallwellen gereizt werden. Durch die Etablierung des Briefs als privates Kommunikationsmedium wird hier durch die Bedeutungserweiterung des Verbs *hören* zu einem Verb der allgemeinen Wahrnehmung dem Brief nicht nur eine Stimme verliehen, sondern ein richtiger Körper.

Die Körperlichkeit des Briefs wird in folgender Passage direkt erwähnt: „Dieser Brief möge Sie bei der besten Gesundheit finden“, schreibt Schiller und macht durch diese Beseelung den Brief zum Stellvertreter seiner Person, wobei der Körper des Briefs eine Rolle spielt. Die Körperlichkeit wird so im Korrespondenzvorgang auf die briefliche Materialität übertragen, welche damit

¹¹⁸ Baasner 2008, 57.

¹¹⁹ Ebd., 56.

einige Funktionen der älteren Boten übernimmt: „Aufsuchen des Empfängers, Transport der Botschaft, Vermittlung ihres Inhalts samt Vorschlägen zu dessen Bewertung und Deutung.“ Der neuzeitliche Bote hingegen leiht dem Brief nur seine Beine.¹²⁰

Dadurch verändern sich auch die generellen kommunikativen Voraussetzungen, wie Baasner feststellt, denn es wird mehr geschrieben und kommt gleichzeitig zu einer Verringerung der Begegnungen. Der Brief wird „materialer Stellvertreter seines Schreibers“, dessen Anwesenheit nicht mehr nötig ist.¹²¹ „Wo der menschliche Körper an seine sozialen oder gar physischen Grenzen stößt, transportiert der Briefkörper den Kommunikationsvorgang souverän weiter.“¹²² Das ist für Baasner nebenbei bemerkt der große Vorteil der Schriftkultur und bei Schiller durch die Hoffnung ausgedrückt seinem eigenen „Brief bald zu folgen.“ (MA 8.1, 622)

„Ich bin ungeduldig, wieder ein LebensZeichen von Ihnen zu erhalten. Mir ist, als wenn ich gar lang nichts von Ihnen erfahren hätte“ (MA 8.1, 122) schreibt Schiller und meint freilich einen Brief. „[D]as materielle Relikt (das Papier) wird zu einem Fetisch, der die abwesende Person einerseits vertritt, andererseits in ihrer Abwesenheit bewußt macht.“¹²³ Genau das wird auch an dieser Briefstelle Goethes deutlich:

Jedem der Mittwochs oder Sonnabends [also an den Botentagen] früh in mein Zimmer kommt wird auf die Finger gesehen ob er nicht einen Brief von Ihnen bringe und da ich heute dieses ersehnte Frühstück entbehren mußte so hat mir ein blaues Couvert am Abend desto mehr Freude gemacht. (MA 8.1, 535)

Der Brief vom 5. August 1796 soll Goethe „heiter und beruhigt finden“ (MA 8.1, 268) und am 8. Juli sieht sich Goethe durch Schillers Brief genötigt, auf gewisse Aspekte im Wilhelm Meister besonders aufmerksam einzugehen. Für diese Nötigung ist er ihm dankbar und wünscht weiterhin aus seinen „eigenen Grenzen“ hinaus getrieben zu werden. In weiterer Folge beschreibt Goethe seine eigenen Unzulänglichkeiten und spricht in diesem Zusammenhang von einer „allgemeinen Beichte“. (MA 8.1, 208)

¹²⁰ Ebd., 59.

¹²¹ Ebd., 60.

¹²² Vgl. ebd., 61.

¹²³ Maurer 2003, 171.

Siegert (1993) führt die potentielle Substituierung eines abwesenden Körpers durch den Brief auf die Beförderung durch dieselbe Institution zurück. Eine Postkutsche konnte sowohl einen Brief als auch eine Person transportieren, weshalb man sich Briefe als Stellvertreter des Schreibers vorstellen konnte. Zeichen werden so zum Ersatz für den Körper.¹²⁴

Entgegen dieser Annahmen schickt Schiller am 16. November 1794 ein Bild von sich an Goethe, „[d]amit etwas bei Ihnen sei, was mich Ihnen zuweilen vergegenwärtigt.“ (MA 8.1, 38) Entweder denkt Schiller gar nicht daran, dass auch der bloße Brief diese Vergegenwärtigung zustande brächte oder er will damit diese Möglichkeit des Briefs noch verstärken.

Die Leistung des Briefs geht noch darüber hinaus, denn er ist sogar imstande einen Theaterbesuch zu ersetzen. Am 30. Jänner 1798 dankt Schiller für einen Brief voller „Neuigkeiten und Kuriositäten“, der auch bewirkt, dass Schiller und seine Frau gleichsam im Theater waren: „Sie haben uns an dem ganzen stattlichen Aufzug teilnehmen lassen, ohne daß uns das Gedränge und der Staub inkommodiert hätte.“ (MA 8.1, 510)

Auch über den Zeitpunkt der Lektüre, oder das ungeöffnete Wegwerfen, entscheidet der Adressat:

Weil ihm der Brief als geduldiges Papier material vorliegt, wird er mit dem enthaltenen Text ebenso umgehen wie mit anderen schriftlichen Texten auch: distanziert erschließend, den eigenen Standpunkt einbringend. Durch diese Situation, die im Gespräch undenkbar wäre, ergeben sich für die Absender evidente strukturelle Übertragungsprobleme. Sie können nicht wissen, in welcher Verfassung ihre Nachricht die Empfänger antreffen wird und müssen ihr Anliegen strategisch formulieren.¹²⁵

Durch ihre medialen Eigenschaften tragen Briefe ein großes Risiko missverstanden zu werden, weshalb neutralere, ausführlichere Begründungen als im Gespräch nötig sind. „Auch die Fortsetzung des Kommunikationsvorgangs – unter anderem durch eine briefliche Antwort – liegt anschließend im Ermessen des Empfängers.“¹²⁶

Und so entscheidet Jacobi, dass er einen Brief Schillers unbeantwortet lässt: „Von Jacobi hab ich eine Ewigkeit lang nichts gehört, da er mir doch, Höflichkeits halber

¹²⁴ Vgl. Siegert 1993, 21f.

¹²⁵ Baasner 2008, 58.

¹²⁶ Ebd.

über einige Gedichte die ich ihm geschickt, und auf Verlangen geschickt, etwas hätte sagen sollen.“ (MA 8.1, 133) Damit wäre auch gesagt, dass es unhöflich ist, einen Brief nicht zu beantworten, wobei diese Unhöflichkeit durch die eigene Anfrage noch verstärkt wird. Etwas verlangen, um dann erst recht nicht darauf zu reagieren, gehört wohl zu den unverschämtesten Entgleisungen in der brieflichen Kommunikation überhaupt.

Nicht nur der Brief als Artefakt spielt eine Rolle in der Kommunikation, auch Pakete nehmen eine bemerkenswerte Stellung ein. Im Brief vom 7. Februar 1796 schreibt Schiller über Pakete und wie er rein anhand der Größe eines Pakets den Erfolg der Horen abliest:

Daß die Abbestellungen beträchtlich sein mochten, ersehe ich sowohl aus dem *kleineren* Paquet, welches an die hiesigen Buchhandlungen an mich eingeschlossen worden, als auch daraus, daß die hiesige Sächs<ische> Post von 4 Exemplarien zwei abbestellte. Wir wollen hoffen, daß dieses Verhältnis nicht durch ganz Deutschland geht. Cottas Klagen sind sehr mäßig und man spürt ihm noch gute Hoffnung an. (MA 8.1, 162)

Die Paketgröße spiegelt die Verkaufszahlen einer literarischen Zeitschrift wider, wodurch das Paket zur Kontrollinstanz der literarischen Produktion wird. Da der Spediteur der Horen, die Post, zugleich auch Abnehmer des Produkts, das sie selbst ausliefert, ist, könnte die Prognosefähigkeit des Pakets allerdings relativiert werden. Durch ein Storno des Abos bringt sich die Post gleichsam um ihre eigene Arbeit, wie sie sich umgekehrt Arbeit und somit auch Portoeinnahmen verschafft.

5.5 Briefgeheimnis, Philosophie und Küchenpost

Am 12. Februar 1796 informiert Schiller seinen Korrespondenzpartner, Humboldt habe ihm berichtet, dass „jetzt kein Kaviar zu schicken sei.“ (MA 8.1, 164) Der erstaunte Leser des 21. Jahrhunderts wird aber im Antwortbrief Goethes aufgeklärt. Die Einschränkung liegt nämlich am „weichen Wetter“ bei dem Kaviar offenbar schneller verdirbt als die Post ihn zustellen würde, was durch weiche Böden der Verkehrswege erklärt werden könnte. (MA 8.1, 165) Die Praxis Kaviar zu verschicken, greift A. W. Schlegel im Jahr 1830 als „wichtige Belehrung für die Küchenpost“ zynisch auf, um die Publikation des Briefwechsels heftig zu kritisieren:

Ja, weiser Goethe! Du hast wahrlich recht! \ Den Kaviar muß man beim Frost versenden. \ Vom feuchten Wetter wird das Salz geschwächt; \ Die Eier faulen dann, und schmecken schlecht. \ Doch dünn gesalzne Briefe in sechs geräum'gen Bänden, \ Die lassen sich in jeder Jahreszeit spenden \ Und sind dem stumpfen Leser immer recht. (MA 8.2, 79)

Schiller merkt zum Kaviar übrigens später an, dass er den Preis von acht Reichstalern „für eine genossene Speise ziemlich viel“ findet. (MA 8.1, 199)

Im Brief vom 10. Juni 1796 bietet Schiller an, Zwieback nach verlangen zu liefern. Das ist dann auch der Fall, denn zehn Tage später, am 20. Juni, erkundigt sich Schiller, ob Goethe den Zwieback nebst dem Briefe vom Sonnabend erhalten habe, (MA 8.1, 177) was Goethe auch im Antwortbrief bestätigt. (ebd.)

Sollte ihm der sogenannte Fall Knoblauch bekannt gewesen sein, erkundigt sich Schiller nicht zu unrecht nach dem Verbleib des Zwiebacks. Ein gewisser Karl von Knoblauch wollte Heringe mit der Post versenden, welche ihm von eben dieser aber gestohlen wurden. Er setzt das Postamt mit einer Räuberhöhle gleich und bricht eine weit reichende Diskussion über das Briefgeheimnis los und zwar im Jahre 1792, also nur vier Jahre bevor Schiller Zwieback an Goethe verschickt.¹²⁷

Trotz der warmen Jahreszeit und der Gefahr der Entwendung schickt Goethe auch Fische nach Jena, ist sich der Verderblichkeit des Produkts aber bewusst, denn er mahnt in dem begleitenden Schreiben zum schnellen Verzehr: „Hier ein Naturprodukt das in dieser Jahrszeit geschwind verzehrt werden muß.“ (MA 8.1, 219) Am 22. Juli 1796 bedankt sich Schiller für diesen nicht näher bezeichneten Fisch, (ebd.) am 12. Oktober dankt Schiller neuerlich für einen Fisch, diesmal aber namentlich für einen Hecht. (MA 8.1, 250)

Im bereits erwähnten Brief vom 12. August 1796 ist es der Zwieback, der diesen Brief erst ermöglicht. Schiller ist in ein Gedicht vertieft, vergisst den Botentag und erst seine Frau, die Goethe offenbar das Backwerk zukommen lassen möchte, erinnert Schiller an sein Versäumnis, worauf dieser einen kurzen Brief schreibt und mit der Erklärung dieses Sachverhalts einleitet. (MA 8.1, 237)

Das war nicht das letzte Mal, dass Zwieback von Jena nach Weimar versendet wurde, aber hier soll nur noch einmal die Rede davon sein. Goethe beginnt den

¹²⁷ Vgl. Arto-Haumacher 1995, 303-311 bzw. Ehbrecht 1990, 173f. Zum Briefgeheimnis und der „Privatsphäre des bürgerlichen Individuums“ vgl. Bohn 1996, 312f. bzw. Arto-Haumacher 1995, 310. Ferner Fontius (1988), der zwischen lokaler Kommunikation und Fernkommunikation unterscheidet und gerade für letztere systematische Brieföffnungen im 18. Jahrhundert feststellt, weshalb in diesen Briefen „die politischen Zeitfragen gewöhnlich mit Schweigen bedacht wurden.“ (Fontius 1988, 272-275, zit. 275.)

Brief vom 26. Oktober 1796 so: „Die Schachtel der Zwiebacke kommt hier mit vielem Danke zurück. Ich habe statt dieser Speise ein paar Stück des philosophischen Journals hineingelegt [...]“ (MA 8.1, 262)

Zweck dieser Substitution der Philosophie durch profanen Zwieback ist möglicherweise eine Kritik an Schillers ablehnender Haltung gegenüber Goethes Empirie. Der Abstand der Denkweisen zwischen Goethe und Schiller könnte größer nicht sein, heißt es bei Heinz (2006), aber gerade weil „die eine das genaue Gegenstück der anderen ist, können sich die Kontraste ergänzen wie die zwei Pole eines Magneten.“¹²⁸ Goethe deutet diese Gegensätzlichkeit später nach dem Muster von Polarität und Steigerung, zu dieser Zeit sieht er diesen Gegensatz aber möglicherweise noch nicht derart gewinnbringend.

Für „Schwämme“ ist Goethe später wieder dankbar. (MA 8.1, 366)

¹²⁸ Heinz 2006, 196.

6 Konstruktion von Briefen und durch Briefe

Medien sind nicht nur Mittel der Kommunikation, sondern auch Mittel zur Konstruktion von Wirklichkeit, Wahrheit und Gegenständen. Medien, also auch Briefe, werden demnach nicht nur konstruiert, sondern konstruieren ihrerseits Realität. Da Medientheorien immer auch nach dem Zustandekommen und dem Status von subjektiver und objektiver Wirklichkeit fragen, mutet auch die indirekte Thematisierung des Mediums unter Ausnutzung aller dem Medium inhärenten, subtilen Möglichkeiten als ausreichend an, diesen Sachverhalt hier abzuhandeln.¹²⁹

6.1 Brief und Briefwechsel

Dass ein Briefwechsel anders zu analysieren ist als ein Einzelbrief, versteht sich von selbst. Bei einem Einzelbrief gilt es zu ergründen wer (Selbsteinschätzung, Rollenzuweisung) wem (Fremdeinschätzung, Rollenerwartung) worüber (Thema) warum (Anlass) wozu (Ziel) wann und wo einen Brief schreibt. Bei einem Briefwechsel kommt die Stellung des Briefs im Kommunikationsprozess (Vorgänger- Nachfolgebrief usw.) dazu und wie der Nachfolgebrief auf den Vorgängerbrief eingeht, also wie die Folgestrukturen aussehen.¹³⁰

Auch die Rezeption, also der jeweilige Textvollzug, und die Wirkungsgeschichte, die Gesamtheit aller Lese-Vollzüge, von Briefen können analysiert werden. In der dialogischen Natur – dialogisch weil ein Adressat vorhanden sein muss¹³¹ – des Briefs liegt es begründet, dass die Ermittlung seiner Primärrezeption im Gegensatz zu jener von literarischen Texten relativ einfach gelingt. Briefe sind „explizit auf einen bestimmten Adressaten gerichtet und bezwecken meist klar angebbare Reaktionen bei diesem.“¹³² Diese Behauptung Nickischs widerspricht dem bisher Gesagten vom Adressaten als Konstrukt nicht, denn an einen bestimmten Adressaten ist ein Brief zunächst ja tatsächlich gerichtet. „Wenn das Schreiben eines Briefs zum Briefwechsel geführt hat, dann wird es normalerweise leicht sein, zu prüfen, zu bestimmen und zu belegen, ob und wie die Rezeption

¹²⁹ Vgl. Helmes/Köster 2002, 15-21.

¹³⁰ Vgl. Nickisch 1991, 237f.

¹³¹ Zum Dialogischen und Monologischen des Briefs vgl. Anm. 158.

¹³² Nickisch 1991, 199.

eines Briefs erfolgt ist; denn der Antwortbrief wird diese Rezeption manifest machen und zugleich dokumentieren.“¹³³ Es gibt also einen Unterschied zwischen der ersten Rezeption und der Rezeption durch spätere Leser, wobei es durch den Druck zur unbegrenzten Rezeption durch „unbefugte“ Leser kommt. Natürlich ist auch die Weitergabe der Briefe an Dritte ein zusätzlicher Aspekt, der bei der Analyse der Rezeption berücksichtigt werden muss. Auch hier muss man einen auf den ersten Blick entstehenden Widerspruch durch eine Erweiterung des Verständnisses von Antwort beseitigen. Der Antwortbrief, von dem Nickisch spricht, muss die Rezeption nicht unbedingt alleine erklären, auch wenn ein Antwortbrief als Rezeptionsrealist einen stattgefundenen Kommunikationsakt dokumentiert.¹³⁴ Trotzdem kann auch bei fehlenden Antwortbriefen der Textvollzug unter Umständen rekonstruiert werden, genauso wie Folgebriefe in Briefwechseln, die scheinbar gar nicht auf den vorangegangenen Brief eingehen, alleine aus der Tatsache, dass es einen Brief als Reaktion gibt, auf die Rezeption Rückschlüsse zulassen.

Ein eindeutiger Rezeptionsvorgang im Sinne Nickischs zeigt sich an der direkten Wiederaufnahme einer Wortfolge. Schiller schreibt am Ende eines Briefs „nur Ihr Brief und Aufsatz konnten mir unterdessen Beschäftigung geben“ und Goethe beginnt den Folgebrief damit, dass es ihm angenehm sei, dass sein „Brief und Aufsatz [Schiller] einigermaßen beschäftigt hat.“ (MA 8.1, 475) So eindeutig wird der Lesevollzug allerdings sonst nicht zur Sprache gebracht.

Metakommunikative Textverknüpfungen innerhalb eines Briefs („wie oben“, „wie gesagt“, „noch eins“, „zu Anfang des Briefs“ usw.), als auch innerhalb des Briefwechsels („in einem vorigen Briefe“, „ihr letzter Brief“ „in Ihrem nächsten Brief“, „Ihr morgender Brief“, „Meinen gestrigen Brief“ usw.) weisen ebenso auf einen produktiven Rezeptionsakt hin. Da diese Verweise sowohl kataphorisch als auch anaphorisch sind, muss man von vorweggenommenen Lesevollzügen sprechen, die es dann aus dem nächsten Antwortbrief zu verifizieren gilt.

Goethe selbst hat den Briefwechsel seit 1823 zum Druck vorbereitet, ehe er 1828/29 erschien. (vgl. MA 8.2, 31) Er sieht den Briefwechsel als

¹³³ Ebd., 200.

¹³⁴ Vgl. ebd., 201.

Freundschaftszeugnis von nicht nur privatem, sondern hohem historischen Wert und bleibender Wirkung.¹³⁵ Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass Goethe diese Erkenntnis fast 20 Jahre nach Schillers Tod formuliert. Er muss also seine Erinnerungen nach sehr langer Zeit rekonstruieren und es ist anzunehmen, dass der Goethe, der sich erinnert, nicht derselbe ist, der mit Schiller korrespondiert hat. Es sind also dieselben Briefe, die heute vor uns liegen, die auch Goethe als Gedächtnisstütze zu Verfügung standen und ihn möglicherweise über den einen oder anderen unerfreulichen Aspekt hinwegtäuschten.

6.2 Entschuldigungs- und Beschwerdetopoi

Neben den bereits im Kapitel *Störungen* erwähnten Gründen für das Ausbleiben eines Briefs, ziehen Goethe und Schiller auch noch andere Motive als Entschuldigung heran, wie am 8. Oktober 1794: „Entschuldigen Sie das lange Ausbleiben dieses Briefes, der unsre Korrespondenz eröffnen soll.“ (MA 8.1, 28.) Mit Korrespondenz meint Schiller „die Veröffentlichung eines gemeinsamen Briefwechsels über ‚schöne Kunst‘ und ‚gemischte Materien‘ in den Horen“, den Schiller mit einem diesem Brief beigelegten Brief beginnt. (MA 8.2, 151. Vgl. ferner NA 27, 292f.) Damit ist auch die einwöchige Verzögerung erklärt, die Schiller zu entschuldigen bittet, denn er konnte diesen ersten Brief nicht absenden, weil er wegen dringender Geschäfte verhindert war und den bereits geschriebenen Brief nun mit einem neuen mitschickt.

Warum aber sieht sich ein Protagonist eines Briefwechsels – in einem Einzelbrief wird man sich kaum für eine ausbleibende Antwort entschuldigen – gezwungen, für eine nicht geschriebene Antwort zu entschuldigen, beziehungsweise warum beschwert sich der Sender über eine ausbleibende Antwort? Es liegt daran, dass die Wirkung der postalischen Sendung mit Eintreffen des Briefs beim Empfänger nicht erschöpft ist, denn sie verlangt Antwort. So wenig dialogisch Briefe auch sein mögen, das Beantworten gilt als Verpflichtung. Der Inhalt ist dabei unwichtig, die Briefhülle allein reicht aus, um diese Konvention der Verpflichtung zur Antwort in Gang zu setzen, denn durch ihre Materialität erinnern Briefe ständig an „die

¹³⁵ Vgl. Heinz 2006, 195.

Notwendigkeit der Antwort.“ Diese verpflichtende Wirkung ist nachhaltig und von langer Dauer.¹³⁶

Wegen anderer Konventionen ist das Antworten aber schwierig: „Jedes Antwortschreiben scheint eine besondere Herausforderung darzustellen, es wird misstrauisch in Angriff genommen, verzögert und oftmals in seiner dann mühsam realisierten Form umständlich gerechtfertigt.“ Ohne eine Antwort entstehe aber eine Lücke in der Korrespondenz, die „moralisches Gewicht“ bekommt.¹³⁷

Daraus erklärt sich auch der bereits mehrmals erwähnte Begriff der Briefschuld – mit Betonung auf Schuld. In den Briefen drückt sich dieser Sachverhalt dann in Formeln des Bedauerns, Bitten um Verzeihung und schlagfertigen Rechtfertigungen für unentschuldbare Versäumnisse aus. All das entsteht wegen der Materialität der Briefe. Die häufig gebrauchte Entschuldigung, dass eine verzögerte Antwort durch unvorhersehbare Ereignisse oder Zeitmangel zustande kommt, ist ein rein fingierter Vorwand. Obwohl man es aus eigener Erfahrung besser weiß, versucht man dem Briefpartner diese Ausflüchte zu verkaufen. Durch Selbstbezeichnung kann einem Vorwurf des Kommunikationspartners vorgegriffen werden. Dann erkennt der Schreiber seinen Fehler an und nimmt die Verantwortung für die Verärgerung des anderen und die entstandene Verzögerung auf sich.¹³⁸

Mit einer Entschuldigung, für die Schiller wenig Verständnis aufbringt, wartet Goethe im Dezember 1796 auf. Offensichtlich hat er sich bei außerliterarischen Tätigkeiten vergnügt: „Eine sehr schöne Eisbahn bei dem herrlichen Wetter hat mich abgehalten Ihnen diese Tage zu schreiben und ich sage Ihnen noch am Abend eines sehr heitern Tages einige Worte.“ Schiller reagiert mit einer relativ langen Beschreibung seines gegenwärtigen, schlechten Gesundheitszustandes, womit er Goethe offensichtlich seiner Freude am Aufenthalt im Freien berauben will. (MA 8.1, 280 bzw. 281)

Wenngleich sowohl Schiller als auch Goethe ihre Briefe kaum mit Entschuldigungen für das Nichtschreiben von Briefen versehen, wird dieser Vorgang im Briefwechsel thematisiert. Humboldt schreibt nämlich einen derartigen Brief an Schiller, was dieser unmittelbar Goethe mitteilen muss: „Humboldt schrieb

¹³⁶ Vgl. Baasner 2008, 64.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ Vgl. ebd., 65.

mir vorigen Mittwoch nur zwei Zeilen, um sein Nichtschreiben zu entschuldigen, auch bei Ihnen.“ (MA 8.1, 180) Eingebettet in den Bericht über die laufende Korrespondenz mit Meyer und Zelter, klingen diese Zeilen freilich als Vorwurf.

Pausen in der Korrespondenz können aus verschiedenen Gründen entstehen und werden vom Korrespondenzpartner als „moralischer Vorwurf“ betrachtet, wenn die Lücke nicht wegen einer technischen Panne oder wegen Informationsdefiziten entsteht.¹³⁹ Um diesen Vorwurf schon im Keim zu ersticken, führt Schiller eine Pause auf das „üble Wetter“ zurück, das ihm sehr zu schaffen gemacht hat und durch welches er in seiner Arbeit stark behindert war: „Ich hörte lange nichts von Ihnen und habe selbst lange geschwiegen“. Nicht so behindert aber, dass er den Brief mit dem Entschuldigungstopos beginnen müsste. Der Brief beginnt natürlich mit einer Bemerkung zu den Horen und der schlechten Papierqualität, die sich möglicherweise in Zukunft verbessern wird. Erst danach folgt die Erläuterung der ohnehin nur zehn Tage währenden Unterbrechung der Kommunikation, die erst durch das Eintreffen der Horen wieder aufgenommen wird. (MA 8.1, 134)

Durch die Konvention der Pflicht zur Antwort verwenden die Schreiber einschlägige Schutzformeln auch präventiv, wie Schiller in folgendem Briefausschnitt: „Nur ein kleines LebensZeichen. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen 8 Tage nichts zu sagen und nichts von Ihnen zu hören.“ (MA 8.1, 108.) Dabei ist es völlig egal, wie lange die Unterbrechung dauert, „oft wird die Klage schon bereits nach wenigen Tagen erhoben und nicht erst nach Monaten.“¹⁴⁰

Schutzformeln gleich zu Beginn eines Briefs können aber auch den Inhalt betreffen. Schiller schreibt, beeindruckt von Goethes Wilhelm Meister, dass „heute noch nichts Bestimmtes“ zu erwarten sei, weil der Eindruck zu überwältigend gewesen wäre. (MA 8.1, 183) Ähnliches ist auch am Ende eines Briefs möglich und kommt wahrscheinlich dann zum Einsatz, wenn der Verfasser mit seinem bereits fertigen Produkt unzufrieden ist. So bei Goethe am 6. März 1799 trotz Konzept und Schreiberhand: „Leben Sie recht wohl und verzeihen Sie der abermaligen Unfruchtbarkeit dieses Briefes.“ (MA 8.1, 681) Ein eher plumper Versuch Goethes diesem Umstand Rechnung zu tragen, ist folgende Ausrede für

¹³⁹ Vgl. ebd., 65.

¹⁴⁰ Ebd., 66.

einen ausgebliebenen Brief: „Diese Tage habe ich Ihnen nicht geschrieben, weil ich einen Besuch zu Ihnen vorhatte, der mir aber nicht gelungen ist.“ (MA 8.1, 108.) Wenn also ein persönlicher Kontakt vorgesehen ist, muss man nicht mehr schreiben. Dem Brief vom 19. Dezember 1798 merkt es Goethe selbstreflexiv an, dass er seine „Gedanken nicht wie sonst beisammen habe“, was ebenfalls als Entschuldigung zu verstehen ist. (MA 8.1, 661)

Mit einer Rechtfertigung für das Ausbleiben eines Briefs wegen falscher Einschätzung der Situation beginnt Schiller einen Brief, der auch in anderer Hinsicht interessant ist. „Hätte ich vermuten können, daß Sie länger in Eisenach bleiben würden, so würde ich es nicht so lange haben anstehen lassen, Ihnen zu schreiben“ lautet die Entschuldigung zu Beginn des Briefs. Danach folgt die Beteuerung, froh zu sein, dass Goethe nicht in die Frankfurter Krisenregion gefahren ist. Aber es geht noch weiter:

Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen Papiernen Fensterscheiben sitze, und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe sein und einander verstehen können.

Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es gibt gegen Eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehen, wo ich kleinmütig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste. (MA 8.1, 116)

Hier kommt Schiller über die papierenen Fensterscheiben, durch die der Gelehrte die Welt sieht, direkt zum Papier, das vor ihm liegt, und auf das er freilich diesen Brief schreibt. Der Brief aus Weimar, natürlich auch aus Papier, habe ihm große Freude gemacht und die Nähe und das gegenseitige Verständnis werden hier direkt auf das Material zurückgeführt. Diese gefühlvolle Stelle darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Papier auch geduldig ist und längst dargelegt wurde, dass die Thematisierung von Nähe das Gegenteil, namentlich Distanz, schafft und festschreibt.

Eine ganz andere Art der Entschuldigung spricht Goethe in seinem Brief vom 21. Juli 1798 aus. Nach einem Gedankenstrich zu Ende des Briefs merkt er an, dass ihm der Raum nur noch Platz für ein Lebewohl lasse und schließt den Brief. (MA 8.1, 598) Es hat den Anschein als würde ihm das Papier ausgehen, was aber nicht sein Ernst sein kann, denn er könnte leicht einen weiteren Bogen beginnen. Aus der gedruckten Fassung geht dieser Umstand freilich nicht hervor und so lässt

sich nur aus dem Text schließen, dass die Seite voll war und Goethe aus welchen Gründen auch immer kein neues Blatt beginnen wollte.

6.3 Konstruktion von Nähe und Distanz

6.3.1 Anwesenheit in Abwesenheit

Sowohl Nähe als auch Distanz können durch Briefsprache erzeugt werden. Nähe und Vertraulichkeit können beispielsweise durch Ausrufe, Halbsätze oder Gedankenstriche aber auch unvermittelte Fragen signalisiert werden, wodurch die Differenz zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation beinahe aufgehoben ist.¹⁴¹ Gedankenstriche setzt Schiller im Brief vom 28. Oktober 1796 ein, um seiner Empörung gegen einen Angriff auf die *Xenien* Ausdruck zu verleihen. „Dieser Angriff steht – in dem Reichsanzeiger“, lässt Schiller seinem Ärger freien Lauf. Noch schlimmer dürfte aber die poetische Unzulänglichkeit der Angreifer sein, denn der Angriff, so Schiller, „besteht aus einem Distichon, wo aber der Pentameter – vor dem Hexameter steht. Sie können sich nichts erbärmlicheres denken.“ (MA 8.1, 264)

Neben solchen Gedankenstrichen sind es fingierte Reden, Anreden im Imperativ sowie Ausrufe und Fragen durch die der Leser „den Blickwinkel eines Voyeurs ein[nimmt], der unerlaubt Zeuge eines Vorganges wird, bei dem er weder als Mitwirkender noch als Zuschauer ursprünglich vorgesehen war.“¹⁴² Genau das ist beispielsweise im Brief vom 31. Jänner 1796 der Fall. Schiller denkt eine Komödie in Epigrammen an und verwendet vollkommen selbstverständlich das Personalpronomen *wir*, gleichsam um die gemeinsame Produktion dieser Komödie zu manifestieren. Danach stellt er die entscheidende Frage: „Was meinen Sie?“ gefolgt von den üblichen Grüßen und den abschließenden Worten: „Kommen Sie nur recht bald.“ (MA 8.1, 158f.) Die Hoffnung auf baldiges Kommen ist freilich nur möglich, wenn der andere in der Regel abwesend ist. Durch das wiederholte Beteuern der Freude auf ein Wiedersehen wird Abwesenheit

¹⁴¹ Vgl. Jeßing 1997, 436.

¹⁴² Anton 1995, 74.

thematisiert, wodurch diese kompensiert und gleichzeitig stabilisiert wird, ohne aber eine dauerhafte Aufhebung der Abwesenheit anzustreben.¹⁴³

Vieles lässt sich nämlich schriftlich besser kommunizieren. Man muss immer die Vor- und Nachteile der jeweiligen Kommunikationsform abschätzen und kann dabei feststellen, dass körperliche Anwesenheit nicht immer nachteilig ist, aber auch nicht immer vorteilhaft sein muss. Ist jedoch ein persönliches Gespräch nicht unbedingt erforderlich, „bietet der Brief weitere Vorzüge, vor allem im Bereich der Anordnung und Ausführung von Gedanken.“ Oft werden heikle Themen lieber schriftlich verhandelt. „Papier beschleunigt, verkürzt, versachlicht und erzwingt Kommunikation.“ Der Schreibende übernimmt dann aber auch Pflichten, was sich auf die gesamte Kommunikation und auf das Selbstverständnis der Akteure auswirkt. Eine „überlegtere Anordnung und geschliffenere Begründung des Vorzutragenden“, sowie ein anspruchsvoller Stil werden durch die brieflichen Möglichkeiten erwartet. Dieser „potenzierte Kommunikationsakt“ entwertet die mündliche Mitteilung.¹⁴⁴ Selbstverständlich wünscht Schiller hier Goethe tatsächlich zu sehen, allerdings nur, um über die schriftstellerische Praxis zu sprechen und aus genannten Gründen alsbald wieder zur schriftlichen Kommunikation zurückzukehren.

Ein Brief ermöglicht nämlich die monologische Selbstdarstellung:

[D]er Brief ist nicht Ersatz für ein Gespräch, das dem Brief vorzuziehen wäre, und keineswegs geht es darum, schreibend oder lesend die räumliche Distanz zu überwinden. Vielmehr ist der Schreiber auf Distanz angewiesen. Die imaginierte Nähe des Entfernten ermöglicht, was die tatsächliche Nähe eines anderen verhindern würde: die Konzentration auf die Darstellung und Erfahrung des eigenen Ich.¹⁴⁵

Wenn Goethe hofft, dass ihn Schiller auch „abwesend nicht ferne“ sein lassen möge und ebenso wünscht, Schiller bald wieder zu sehen „und wär es nur auf einige Stunden“, (MA 8.1, 65) spricht er genau die Unterschiede zwischen schriftlicher und mündlicher Kommunikation an, wobei der Brief die „Möglichkeit der Einheit von Abwesenheit und Anwesenheit in der Abwesenheit“ schafft. Die Anwesenheit des Abwesenden wird nämlich durch Thematisierung und Beobachtung derselben erzeugt.¹⁴⁶

¹⁴³ Vgl. Anton 1995, 71.

¹⁴⁴ Baasner 2008, 62f.

¹⁴⁵ Anderegg 1996, 16f.

¹⁴⁶ Bohn 1996, 314.

Wenn Schiller nach der Ankunft Goethes aus Ilmenau schreibt, es sei ihm ein Trost, seinen Korrespondenzpartner wieder in seiner Nähe zu wissen und berichtet, es sei während der Abwesenheit Goethes nichts Neues vorgefallen, entspricht das einer Gleichsetzung von Ilmenau mit Abwesenheit und Weimar mit Anwesenheit. (vgl. MA 8.1, 268) Diese Nicht-Entfernung zwischen Weimar und Jena ist allein durch die fast nahtlose Briefbeförderung zwischen diesen Orten zu erklären. Die bemerkenswerte Nähe von abgehender Post und Freude auf ein Wiedersehen in folgender Briefstelle stellt ebenso einen Zusammenhang zwischen Abwesenheit und Anwesenheit her: „Gleich geht die Post. Ich freue mich darauf, Sie bald wieder zu sehen.“ (MA 8.1, 89)

Dass Briefe nicht nur Distanz überwinden, sondern auch schaffen und halten können, weist Anderegg (2001) anhand Goethes Briefe an dessen Freund Behrisch und jene seiner Italienreise an Frau von Stein nach.¹⁴⁷

Goethe ist beim Verfassen solcher Briefe auf Distanz, die ein Brief nicht nur überwindet, sondern auch schafft und bewahrt, angewiesen, denn was bei der persönlichen Begegnung nicht gesagt werden kann, wird erst durch Distanz kommunizierbar:

[D]ie imaginierte Nähe des Entfernten ermöglicht, was die tatsächliche Nähe eines Freundes verhindern würde: die Konzentration auf die Darstellung und auf die Erfahrung des eigenen Ich. Zwar versichert Goethe seinem Adressaten mehrfach, dass er ‚bei‘ ihm und ‚mit‘ ihm sei. Aber schreibend beim Entfernten zu sein, heißt hier vor allem eins: ganz bei sich selbst zu sein und sich seiner selbst zu versichern. Dafür ist der Brief ein unersetzliches Medium.¹⁴⁸

Die Briefe Goethes von seiner Italienreise an Charlotte von Stein sind als Dokumentation dieser Reise zu verstehen. „Medium dieser Dokumentation ist allerdings nicht [...] das Tagebuch, sondern der Brief.“¹⁴⁹ 1788 bittet Goethe Charlotte ihm seine Briefe zurückzugeben wegen einer Publikation in Wielands

¹⁴⁷ Vgl. Anderegg 2001, 101-115. Anderegg gibt vor, in dieser Publikation das Medium Brief aus medienwissenschaftlicher Perspektive zu erläutern und stellt die Frage nach den Funktionen des Mediums. Was er unter einem Medium oder Medien versteht, verschweigt er jedoch und es geht auch aus seiner Ausführung nicht ganz deutlich hervor. Jedenfalls geht er fälschlicherweise davon aus, dass es in den Jahren 1750-1830, mit denen sich das Buch befasst, nicht diese Medienvielfalt gab, wie es sie heute gibt. Klassifiziert man Medien nach ihrer gesellschaftlichen Dominanz hat es im 18. Jahrhundert sogar mehr Medien als heute gegeben (vgl. Faulstich 2006, 16).

¹⁴⁸ Anderegg 2001, 69.

¹⁴⁹ Ebd., 105.

Merkur. Insofern kann auch der Briefwechsel mit Schiller als Teil der Autobiographie von Anfang an gedacht sein.¹⁵⁰

Solange Goethe und Schiller getrennt in Jena beziehungsweise Weimar leben, kommt es häufig zu Besuchen, die im Briefwechsel gewünscht, erhofft und angekündigt werden. Die Funktion der persönlichen Gespräche bei gemeinsamer – wohlgemerkt kurzfristiger – Anwesenheit in Jena oder Weimar zusätzlich zum Briefwechsel ist, unschreibbare Dinge zu besprechen, einer Entfremdung vorzubeugen oder die Notwendigkeit eines unmittelbaren persönlichen Kontakts. Dabei wird dem persönlichen Gespräch auch der gleiche Stellenwert eingeräumt wie dem Briefwechsel.¹⁵¹ Goethe kündigt sich beispielsweise am 1. November 1795 wie folgt an: „Ich komme nun bald und bedarf wirklich eines Gesprächs wie ich es mit Ihnen führen kann, ich habe Ihnen viel zu sagen.“ (MA 8.1, 123) Und wenn es um Goethes Einwände zu den sentimentalischen Dichtern Schillers geht, klingt das so: „Doch davon mündlich“. (MA 8.1, 135)

Vom 3. bis 17. Jänner 1796 war Goethe in Jena und besuchte Schiller fast täglich. Die Ankündigung zu diesem Aufenthalt macht Goethe in einem sehr kurzen Billett am 2. Jänner, worin er auch seiner Freude Schiller wieder zu sehen Ausdruck verleiht. Und diese Freude dürfte dem Klang des Briefs nach echt sein. (MA 8.1, 151) Schon am 12. Februar hofft Goethe mit „großer Sehnsucht auf den Augenblick“ Schiller wiederzusehen. (MA 8.1, 164) Schiller steht dem um nichts nach und freut sich „von Herzen“ auf Goethes Ankunft. (MA 8.1, 164) Bemerkenswert ist, dass beide Briefe mit diesen Beteuerungen am selben Tag abgeschickt wurden, beide also von der gegenseitigen Freude auf ein Wiedersehen nichts wissen konnten, denn ein rückkehrender Bote ist auszuschließen, weil Schiller auf den vorletzten Brief Goethes eingeht.

„Wir umarmen Sie alle herzlich“ lässt Schiller Goethe wissen, eine Umarmung, die durch die bloße Anwesenheit des Briefs geleistet wird. Seine Frau bezieht Schiller durch das Personalpronomen im Plural mit ein, möglicherweise um nicht allzu intim zu wirken und Unterstellungen von unerwünschten Mitlesern oder erwünschten Nachlesern zu vermeiden. Die Beschreibung von körperlicher

¹⁵⁰ Vgl. ebd., 107. Auf die Bedeutung von Korrespondenzen zur Ruhmbildung hat zuletzt Detlev Schöttker (2008) aufmerksam gemacht. (vgl. Schöttker 2008, 20)

¹⁵¹ Vgl. Heinz 2006, 200, Anm.42.

Intimität drückt auf diese Weise unkörperliche Nähe aus.¹⁵² Am 15. September 1797 schreibt Schiller im Brief vom 14. und 15. September: „Ihre Briefe sind für uns reichbeladene Schiffe, und machen jetzt eine meiner besten Freuden aus.“ (MA 8.1, 420) Goethe bezeichnet einen Besuch bei Schiller sogar als „Annäherung der Sonne“. (MA 8.1, 468)

Bei seinen Neujahrsgrüßen des Jahres 1795 spricht Goethe davon, einander anzufassen, und drückt damit metaphorisch aus, was das Medium zu leisten imstande ist:

Viel Glück zum neuen Jahre. Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem was wir lieben und treiben. Wenn sich die gleichgesinnten nicht anfassend was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden. Ich freue mich in der Hoffnung daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden. (MA 8.1, 54)

Von Fetischisierung des Mediums kann man sprechen, wenn der Prozess des Schreibens als Ersatz für Körperkontakt betrachtet wird. Dabei geht es nicht um den Inhalt, sondern um das Schreiben selbst: „Die Briefe begreifen sich als ‚Händedruck‘, dessen materielle Leiblichkeit die Authentizität der kommunikativen Zuwendung verbürgen soll.“ Was damit bezweckt wird, ist gemäß Vellusig (2000) die Überwindung einer fundamentalen Distanzerfahrung. Man ist im Gedanken bei seinem Gegenüber, muss aber die Distanzerfahrung im Brief feststellen.¹⁵³

Nach der ausführlichen Besprechung des Wilhelm Meister vonseiten Schillers drängt Goethe auf ein persönliches Treffen, welches unverzichtbar zu sein scheint, denn Goethe denkt bereits über eine Fortsetzung der Lehrjahre nach, was ihm Schillers „heutiger Brief deutet“, worüber man aber mündlich konferieren müsse. (MA 8.1, 217) Wie das Gespräch verlaufen ist, kann man angesichts der Tatsache, dass die Wanderjahre erst 25 Jahre später erschienen sind, nur vermuten. Für Spekulationen ist allerdings hier nicht der Raum.

Treffen sind auch wegen des Monologischen des Briefs nötig, das Schiller im Zuge des Diskurses über Phänomene selbst beschreibt:

¹⁵² Vgl. Vellusig 2000, 60.

¹⁵³ Vgl. ebd., 147f.

Es ist noch sovieles über diese Materie und über Ihre Thesen zu sprechen, daß ich Ihre Hieherkunft erwarte, um noch recht in die Sache hinein zu gehen, denn nur das *Gespräch* hilft mir eigentlich die Vorstellung des andern schnell zu fassen und fest zu halten. In dem Monolog eines Briefes bin ich stets in Gefahr, nur meine Seite zu fassen. Besonders will ich Sie selbst noch mehr über das, was Sie die *mittelbare* Anwendung der Fälle auf Regeln nennen, reden hören. (MA 8.1, 500. Kursiv in MA; entspricht gesperrtem Text im Originalbrief.)

Goethe kommt trotz dieser eindringlichen Aufforderung erst am 20. März 1798 wieder nach Jena, der Brief stammt aber bereits vom 19. Jänner. (vgl. NA 29, 528) Ein Jahr später, aber noch vor der Übersiedlung Schillers nach Weimar, wünscht Goethe umgekehrt das Erscheinen Schillers eindringlicher. Mit einem eigenen Billett verdoppelt er sein Anliegen: „Mein gestriger Brief hat Sie, hoffe ich determiniert auf einige Tage herüber zu kommen und ich diktiere daher diese Zeilen nur um Sie darin zu bestärken.“ (MA 8.1, 751)

6.3.2 Abwesenheit in Anwesenheit

Im Dezember 1799 übersiedelt Schiller nach Weimar. Dieser Zeitpunkt bedeutet für den Briefwechsel einen starken Einschnitt, denn die Korrespondenz nimmt in dieser zweiten Hälfte des Briefwechsels stark ab. Manfred Beetz (1990) stellt nicht zu unrecht die Frage, ob „die nachlassende Schreibfreude nicht doch auch wachsende Distanz und Entfremdung [signalisiert]?“ Goethe selbst führt rückblickend „den Rückgang gehaltvoller Briefe und die Zunahme bloßer Billetts auf den gemeinsamen Wohnort zurück.“ (MA 8.2, 29) Fast 20 Jahre nach dem Briefwechsel, bereits im Hinblick auf die Publikation der Briefe, beinhaltet Goethes Äußerung sicherlich auch eine verklärende Implikation.

Wer die Billetts innerhalb Weimars befördert, geht jedenfalls aus den Mitteilungen nicht hervor, wird aber in der Korrespondenz zu den Vorbereitungen eines früheren Besuchs Schillers in Weimar, bei dem Schiller im Schloss wohnen möchte, angedeutet. Da heißt es nämlich, dass sich für die Kommunikation eine Kutsche einrichten lassen werde. (MA 8.1, 665; vgl. MA 8.2, 485)

Häufiger als im ersten Teil des Briefwechsels werden naturgemäß mündliche Gespräche angekündigt, auf die oft verwiesen wird. Beim Datieren der Billetts ist Schiller sehr nachlässig und verzeichnet oft weder Ort noch Datum. Goethe hingegen lässt in unregelmäßigen Abständen den Ort aus, der sich ohnehin von selbst ergibt, datiert aber durchwegs konsequent. Auch die Länge der Billetts

variiert, wobei die kürzesten eine einzige Zeile umfassen.¹⁵⁴ Die Botenmädchen werden wegen des gemeinsamen Wohnorts auch nicht arbeitslos, denn oft hält sich einer der beiden ohnehin auswärts auf, sodass man den Eindruck gewinnen könnte, die Botinnen würden mehr zu tun haben als zuvor. Dass der Informationsaustausch zumindest stark leidet, zeigt alleine der Brief Schillers vom 4. Februar 1803, in dem er seinen Wunsch ausdrückt, „die unterbrochenen Mitteilungen wieder zu erneuern.“ (MA 8.1, 972) Ob sich aus dem Briefwechsel aber Hinweise auf eine mögliche Entfremdung ergeben, soll folgender Abschnitt zeigen.

Am 22. Juli 1800 entschließt sich Goethe überstürzt ohne Angabe näherer Gründe nach Jena abzureisen. Er könne hier in Weimar zu keiner Besinnung kommen und habe sich „kurz und gut entschlossen nach Tische hinüber nach Jena zu gehen.“ (MA 8.1, 801) Schiller kann es kaum glauben, wie er in seiner Reaktion noch am selben Tag zum Ausdruck bringt:

Ich bin ganz verwundert und erstaunt über den schnellen Entschluß den Sie gefaßt, und, ob ich gleich recht viel Gutes davon für Ihre Arbeiten hoffe, so ist mir doch Ihre Abwesenheit nicht erfreulich. Mögen Ihnen die alten Wände im Schloß viel Glück bringen und mögen Sie Sich dort der guten und bösen Tage erinnern, die wir zu Jena miteinander lebten. (MA 8.1, 801)

Diese Briefe vom 22. Juli sind die ersten seit dem 27. Juni. Was ist in der Zwischenzeit geschehen? Aus Goethes Tagebuch geht hervor, dass er Schiller fast täglich persönlich getroffen hat. So am 2., 3., 6., 8. und 9. Juli. Der Eintrag vom 19. Juli verzeichnet, dass Goethe die ganze vergangene Woche die Abende mit Schiller verbracht hat. Die Treffen vom 20. und 21. Juli sind dann wieder einzeln verzeichnet. (WA III 2, 300-303) Goethe hat Schiller also über einen Zeitraum von einem Monat beinahe täglich gesehen und auch davor schon regelmäßig getroffen. Am Abend vor der Abreise war Schiller noch bei Goethe, wo die Reise offensichtlich kein Thema war. Ob die plötzliche Abreise Goethes in Zusammenhang mit den Zusammenkünften mit Schiller steht, kann so nicht eindeutig festgestellt werden, aber auffällig ist es allemal und, wenn man so will, könnte man es als Flucht interpretieren.

¹⁵⁴ In der gedruckten Ausgabe sind es zwei Zeilen. (MA 8.1, 768) Schon einmal, als sich beide in Jena aufhielten, schrieb Goethe ein einzeiliges Billett. (MA 8.1, 676)

Der merkwürdige Beginn des ersten Briefs aus Jena widerspricht dem nicht. Goethe spricht von „Kürze und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens“ und „Ermangelung des Gefühls eigener Produktion“. Selbstreflexiv erkennt er auch, den „Brief wie ein Testament“ anzufangen. (MA 8.1, 802) Möglicherweise hat ihn Schiller auf etwas aufmerksam gemacht, was ihn sehr beunruhigt oder, was wahrscheinlicher ist, Schiller hat Goethe zur schriftstellerischen Arbeit ermahnt.

Goethe ist genau eine Woche von Weimar und Schiller entfernt, als Schiller feststellen muss, dass es Goethe „in Jena ganz wohl geht“, was ihm der „heitre Ton [des Briefs vom 29. Juli 1800] beweist.“ (MA 8.1, 806)

Im August 1800 befindet sich Goethe wieder in Weimar, ehe er am 3. September neuerlich nach Jena abreist. Drei Tage später stellt Schiller erstaunt fest, dass er noch keinen Brief Goethes nach dessen Abreise erhalten hat und nennt bezeichnenderweise großen Fleiß als einzigen möglichen Grund. (MA 8.1, 812) Goethe spricht aber von „verschiedenen Abenteuern“, die ihn abgehalten hätten und meint damit kleinere Reisen in die umliegende Gegend. (MA 8.1, 812; vgl. MA 8.2, 572) Vom 10. September bis zum 4. Oktober war Goethe dann durchgehend in Jena. Diesen ersten Brief vom 12. September verzeichnet Goethe in seinem Tagebuch nebst Briefen an Voigt und Vulpius, was zeigt, dass es sich dabei um nichts Besonderes handelt. (WA III 2, 305)

Dem nicht genug, vergattert Goethe den fleißigen Schiller auch noch dazu, einen beigelegten Brief an Humboldt auf die Post zu bringen, weil er dessen Adresse nicht mehr weiß: „Haben Sie die Güte das Nötige hinzu zu fügen und den Brief auf die Post zu geben“ lautet Goethes Auftrag, der prompt ausgeführt wird. (MA 8.1, 814 bzw. 816)

Gleichsam um es Goethe nachzumachen, hält sich Schiller vom 5. März bis 1. April 1801 in Jena auf, als Goethe natürlich in Weimar war. Schiller bezeichnet seinen Aufenthalt in Jena, dessen nähere Umstände aus den Briefen nicht rekonstruierbar sind, als „Einsamkeit“, während er für Goethe hofft, dass dieser in seiner „Weimarerischen Zerstreuung“ produktiver sein kann. (MA 8.1, 841)

Dass Goethe auch gerade deswegen im Jahr zuvor nach Jena ging, hat Schiller wieder vergessen. Er macht ihn deshalb darauf aufmerksam, wie es ihm selbst in Jena ergangen ist: „Ob wir gleich Ihre Abwesenheit hier sehr fühlen: so wünsche ich doch daß Sie so lange als möglich drüben bleiben. Wenigstens ist mir die

letzte Zeit immer in der Einsamkeit die günstigste gewesen, welches ich Ihnen auch von Herzen wünschen will.“ (MA 8.1, 847) Auch wenn man Schillers Abwesenheit in Weimar spürt, ist es doch besser, wenn er in Jena bleibt.

Als Schiller dann wieder nach Weimar zurückkehrt, ist Goethe längst nach Oberroßla abgereist. Weil sich die Briefe kreuzten, wusste Schiller nichts davon, wie aus dem Brief vom 3. April 1801 hervorgeht: „Am Mittwoch bin ich wieder hier eingetroffen und habe sehr beklagt, Sie nicht zu finden. Möge Ihnen indessen der Aufenthalt auf dem Lande nur recht günstig sein!“ (MA 8.1, 855) Das Rufzeichen, mit dem dieser Wunsch geradezu emphatisch wirkt, könnte aber auch das Gegenteil ausdrücken.¹⁵⁵

Die topographische Nähe eines Ortes ist sekundär, wenn man dort postalisch schwierig zu erreichen ist. Goethes Aufenthalt in Roßla dürfte Schiller dann doch zu lange dauern: „Ich habe Verlangen wieder einige Zeilen von Ihnen zu sehen, denn in Roßla liegen Sie uns doch, so nah es ist, wie am Ende der Welt.“ (MA 8.1, 856) Offen bleibt hier jedoch, ob es tatsächlich mit den Möglichkeiten der Briefbeförderung zusammenhängt, oder ob andere Gründe ausschlaggebend dafür sind, dass weniger Briefe aus Roßla kommen als Schiller, von der Schnelligkeit der Briefzustellung sonst verwöhnt, erwartet hatte.

Vom 22. bis 30. April 1801 war Goethe erneut auf seinem Landgut in Oberroßla (vgl. MA 8.2, 597) Von dort schreibt er dann so, als würde es ihm keine Freude machen: „Indessen Sie allerlei außerordentliche theatralische Ergetzlichkeiten genießen muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerlei gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln, Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen realistischen Späßen unterhalten.“ (MA 8.1, 857f.)

Für wenige Tage kehrt Goethe dann wieder nach Weimar zurück, bevor er sich vom 5. Juni bis 30. August 1801 abermals auswärts, unter anderem in Pyrmont zur Kur und in Göttingen, aufhält. (MA 8.2, 600) Aus Göttingen sieht sich Goethe gezwungen ein „Lebenszeichen“ (MA 8.1, 860) von sich zu geben, worauf Schiller allerdings lange warten muss. Erst am 28. Juni bestätigt er den Empfang:

¹⁵⁵ Die NA dazu: „Goethe war am 25. März auf sein Gut nach Oberroßla gereist, wo er ursprünglich nur acht Tage zu bleiben gedachte (vgl. Goethe an Schiller vom 25. März). Schiller hatte offensichtlich zunächst angenommen, nach seiner Rückkunft aus Jena werde er auch Goethe wieder in Weimar antreffen. Dessen Aufenthalt in Oberroßla verlängerte sich jedoch bis zum 15.“ (NA 31, 250)

Wir haben mit großer Sehnsucht auf Nachrichten von Ihnen geharrt und erst vorgestern, nachdem er 15 Tage unterwegs gewesen, erhalte ich Ihren Brief aus Göttingen. Den meinigen hoffe ich durch eine Gelegenheit, die diese Woche von hier nach P<ymont> geht, schneller in Ihre Hände zu bringen. (MA 8.1, 861)

Auf einen längeren Brief im Juli 1801 folgen dann drei brieflose Monate. Danach hält sich Goethe wieder in Weimar aber auch in Jena auf. Die Intervalle der Briefe werden zu dieser Zeit immer länger. Eindeutig als Kritik zu interpretieren ist folgender Abschnitt im Brief Schillers vom 10. März 1802, als sich Goethe abermals in Jena aufhält:

Indem Sie in Jena sich unter den Freunden wohl befinden und gar nicht Unrecht daran tun, zu leben und zu genießen, habe ich mich hier ganz zu Hause gehalten und bin nicht untätig gewesen, wiewohl ich von meinem Tun noch lange keine Rechenschaft geben kann. (MA 8.1, 888)

Goethe hatte nämlich zuvor erwähnt, dass „gegenwärtig hier [in Jena] gerade eine lustige und gesellige Epoche“ ist, was Schiller in seiner tiefsten Überzeugung treffen muss. (MA 8.1, 887)

Im August 1802, nach neuerlichen Aufenthalten in Jena, ist es Goethe, der seine eigene Abwesenheit direkt thematisiert und durch sakrale Analogien zumindest vortäuscht, auf Vergebung zu hoffen.

„Sagen Sie mir ein Wort und trösten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entschuldigt und entschädigt werden könnte.“ (MA 8.1, 917) Dieser Satz erinnert an das Matthäusevangelium, wo Jesus durch bloße Worte einen Kranken heilt. Die heilende Funktion übernimmt hier das Medium Brief, das Schillers Wort übermitteln soll.

Das Jahr 1803 liefert ein ähnliches Bild. Goethe befindet sich öfters in Jena, Schiller einmal in Lauchstädt. Schillers bereits erwähnter Wunsch vom Februar 1803, die unterbrochene Verbindung neu zu knüpfen, wird, abgesehen von einigen wenigen Briefen, erst im Mai erfüllt. Am 15. Mai erfolgt erstmals eine Erwähnung Schillers in diesem Jahr im Tagebuch Goethes, erst ab dem 22. Juli sind wieder regelmäßige Treffen verzeichnet. (WA III 3, 73-93)

Als sich Goethe während eines Aufenthalts in Jena im November 1803 nicht bei Schiller meldet, muss dieser selbst die Initiative ergreifen und erkundigt sich seinerseits nach Goethe. Dieser Brief vom 9. November beginnt mit „einem der

maßgebenden Eröffnungszüge eines Briefwechsels“,¹⁵⁶ was alleine durch das Nichtschreiben von Briefen zustande kommt, nämlich der Thematisierung des Nicht-Schreibens von Briefen: „Da ich weder von Ihnen etwas sehe noch höre so muß ich doch nach den Zuständen fragen.“ (MA 8.1, 948) Eine briefliche Antwort auf diese Nachfrage gibt es nicht. Goethe schreibt erst wieder am 27. November. Dieser Brief aus Jena beginnt mit einer interessanten Erklärung: „Wenn ich nicht bei Zeiten schreibe, so unterbreche ich später noch schwerer das Stillschweigen.“ (MA 8.1, 950) Der letzte Brief Goethes an Schiller ist bereits ein Monat vor diesem Brief abgeschickt worden, wodurch diese Erklärung geradezu groteske Züge erhält, gleichsam als müsse Goethe sich jetzt extra für diesen Brief widerwillig Zeit nehmen, um zu vermeiden, später noch mehr Zeit für eine Wiederanknüpfung aufwenden zu müssen. Schiller antwortet bezeichnenderweise prompt auf diesen, seit langer Zeit ersten Brief Goethes, was zeigt, dass er sich darüber freut und an einer regelmäßigen Weiterführung der Korrespondenz durchaus interessiert ist. Die beiden letzten Jahre der Korrespondenz sind unter anderem von beiderseitigen Erkrankungen geprägt, wodurch die Verbindung oft vollkommen abbricht und wieder neu geknüpft werden musste. Es werden außerdem fast nur noch Billetts gewechselt, und selbst diese setzen immer wieder aus. Eine signifikante Häufung der Billetts gibt es jeweils zu Beginn der Jahre 1804 und 1805 im Jänner und Februar, ab März ist in beiden Jahren wieder ein Rückgang zu verzeichnen. Ob es sich dabei vielleicht um den guten Neujahrsvorsatz handelt, sich wieder öfters auszutauschen, oder dieses Phänomen auf anderen mit einem Jahreswechsel zusammenhängenden Gründen basiert, kann aus dem Inhalt der Briefe allein nicht rekonstruiert werden.

Kurz vor seinem Tod am 9. Mai 1805 sehnt sich Schiller noch einmal „nach einer Zeile“ von Goethe, die aber über drei Wochen auf sich warten lässt. (MA 8.1, 998) Schiller hat den Briefwechsel mit der Einladung zur Mitarbeit an den Horen begonnen. Der letzte Brief stammt aus der Feder Goethes, oder seines Schreibers, und enthält die Bitte, eine beiliegende kleine Note nach Leipzig zu befördern. (MA 8.1, 1003)

¹⁵⁶ Leighton 1989, 6.

6.4 Selbsteinschätzung und Rollenzuweisung

Am 20. November 1795 reagiert Schiller auf zwei nicht überlieferte Briefe Goethes vom 11. und 18. November. Letzterem Brief war laut Kommentar der NA der dritte Band Wilhelm Meisters beigelegt. (NA 28, 456) Diesen schickte Goethe aber am 17. November an Charlotte Schiller gleichzeitig mit der Todesnachricht seines tags zuvor nach nur 16 Lebenstagen verstorbenen Sohnes: „Das arme Kleine hat uns gestern schon wieder verlassen und wir müssen nun suchen durch Leben und Bewegung diese Lücke wieder auszufüllen.“ (WA IV 50, 133f.) Warum schickt Goethe diese Nachricht und den Meister an Schillers Frau und nicht an ihn selbst? Vielleicht gibt der Antwortbrief Schillers Auskunft, der jedenfalls einige Gestaltungsmittel des Mediums Brief offenbart, wie sie sonst kaum möglich sind. Schiller erfährt also von Goethes Verlust durch seine Frau und beginnt seinen Brief mit Worten des Bedauerns: „Den Verlust, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt.“ (MA 8.1, 124) Bemerkenswert an diesem Satz ist der Plural des Hauptsatzes der im krassen Gegensatz zum Singular des Relativsatzes des Objekts steht. Demnach bedauern Schiller und seine Frau den Verlust, einen Verlust, den aber ausschließlich Goethe selbst erlitten hat, gleichsam als gäbe es keine Frau an Goethes Seite, die das verstorbene Kind zur Welt gebracht hat. Oder Schiller unterstellt Christiane, im Unterschied zum empfindsamen Goethe, nicht unter dem Verlust zu leiden.

Dass Schiller Goethes Lebensgefährtin wegen Vorurteilen und Befangenheit im konventionellen Normenkodex ständig ignoriert, stellt auch Manfred Beetz fest: „Als Adressat von Grüßen Schillers muß Meyer Goethes spätere Frau vertreten, während Goethe sich Schillers Gattin unablässig empfiehlt.“ (MA 8.2, 21.) Aber einer Mutter die Trauer um ihr verstorbenes Neugeborenes abzusprechen, geht einen Schritt darüber hinaus. Denn hier wird nicht mehr nur ignoriert, hier wird Schiller beleidigend.

Das *Wir* vom ersten Satz, das noch einen Gemeinschaftsbrief¹⁵⁷ signalisieren soll, wird schnell zum *Ich*. Innerhalb weniger Sätze schafft es Schiller, das Thema von der Trauer auf das Geschäftliche zu verlagern. Zunächst will er Goethe, und nur Goethe, damit trösten, dass der Verlust „so früh erfolgt ist und mehr Ihre Hoffnung trifft“, so als wäre der Tod eines bloß 16 Tage alten Menschen nicht so schlimm.

¹⁵⁷ Zum Terminus Gemeinschaftsbrief vgl. Leighton 1989, 5.

Unmittelbar danach kommt er bereits auf sich selbst zu sprechen, denn ein Unglück mit seinem mittlerweile zweijährigen Sohn Karl wäre beträchtlich schwerer zu verkraften als Goethes Verlust. Dann erwähnt Schiller bereits seinen eigenen, momentan guten Gesundheitszustand, der es ihm erlaubt hat, in seiner Arbeit gut voranzukommen, womit Schiller nach lediglich vier Sätzen genau da ist, wo er hin wollte, nämlich bei der Arbeit und den Horen. Das ist auch der eigentliche Gegenstand des Briefs, der mit Grüßen von Schillers Frau und dem Wunsch endet, die Musen mögen mit Goethe sein.

Wir haben es hier folglich mit einem zutiefst monologischen Brief zu tun. Bei monologischen Briefen hat der Schreiber die Optik auf sich selbst, will sich ergründen und zu sich selbst kommen. Bei Schriftstellern erkennt Nickisch (1991) generell eine Tendenz zum Monologischen.¹⁵⁸

Das Dialogische ist aber auch gar nicht wichtig. Der andere ist vielmehr eine Institution, zu der der Schreiber eine verborgene Verbindung hält:

¹⁵⁸ Vgl. Nickisch 1991, 61f.; Bürgel 1976, 283; Anderegg 1996, 16; Alle Autoren beziehen sich dabei auf die Klassifizierung in dialogischen und monologischen Brief von Gustav Hillard (1969). Hillard stellt dabei soziologische Voraussetzungen zur Briefkunst, wie er es nennt, fest, und zwar Muße und genug Augenblicke zur Betrachtung. Er klassifiziert Briefe in lediglich diese beiden Kategorien, nennt seinen Ansatz jedoch selbst einen „suspekten Weg“. (Hillard 1969, 342) Gemäß Hillards Ansatz „[ist] [d]er monologische Brief ein Brief *ad se ipsum*. Der Schreiber hat die Optik auf sich selbst und will sich ergründen und zu sich selbst kommen. Seine Introspektion sucht nicht den Partner eines Gesprächs, sondern den Reflex der eigenen Ansprache.“ (ebda., 344. Kursiv im Original) „Der dialogische Brief ist ein Brief *ad hominem*. Er setzt das Talent für Bindungen voraus“ und entsteht im „authentischen Augenblick“, im „Augenblick des emotionalen Angezogenenseins und des breiten Sichöffnens.“ Seine höchste Stufe erreicht der dialogische Brief, wenn er „wechselweise an der Gemeinschaft im Geiste sich entzündet.“ (ebda., 344. Kursiv im Original) Erstere sind „egoistische Briefe, von dem monologischen Charakter der Selbstbegegnung und Selbstbewußtwerdung, aber auf eine bipolare Spannung hin angelegt. Sie können Bekenntnis sein, Seelenanalyse, Offenbarung des inneren Lebens bis zur persönlichen Exhibition, sie können sich aber auch negativ zu sich selbst verhalten, sich selbst verurteilen. Der monologische Briefschreiber kann aber auch über sich selbst schreiben, ohne sein empirisches Ich preiszugeben. Das führt zu einer epistolaren Schauspielerei, die sich zu tragischen oder herrischen Rollen stilisiert. [...] Briefe dieser Art kommen aus intellektueller Selbstgefälligkeit, aus der Lust zu glänzen und zu blenden und sich selbst in Formulierungssiegen zu genießen.“ (ebda., 345). Allerdings bricht dabei „das Dialogische als latente Tendenz des Briefes überhaupt“ immer wieder durch. Aus einem monologischen Brief kann ein imaginärer Brief werden, „wenn er keinen konkreten Partner mehr anspricht, sondern eine anonyme Leserschaft.“ (ebda., 347) Zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller meint Hillard: „In der geistigen Höhenlage des Zugleich von Selbstischem und Selbstlosem, von Eins- und Doppelsein gewinnt der Briefwechsel seinen dialogischen Charakter in einem metaphysischen Bezug.“ (ebda., 349) Den Verfall des Briefes, so ja der Titel des Aufsatzes, sieht Hillard im Verschwinden der Handschrift, mit der auch die „optische Gegenwart des Schreibenden“ verschwindet, denn das Bild der Schrift spricht laut Hillard das Nichtgesprochene aus. (ebda., 350) Er vergisst dabei völlig, dass selbst Goethe seine Briefe diktiert hat und dabei unmöglich die Handschrift des Schreibers die unausgesprochenen Gefühle o.ä. des Diktierenden ausgedrückt werden kann.

Wäre die Briefkultur tatsächlich so dialogisch, wie ihre Form es suggeriert, dann wäre es um ihr Verständnis bei der Nachwelt schlecht bestellt. Der individuelle Adressat wird vom Briefftext selten so zwingend vorausgesetzt und ist mit seinen Erwartungen, Haltungen, Wünschen und Abneigungen nie so gegenwärtig, daß sich der fremde Leser nicht doch noch einzuschalten vermöchte. Wenn man die Probe machte und Briefen die Portraits ihrer Adressaten zu entnehmen suchte, so würde man wohl selten mehr als einen vagen Schatten gewinnen.¹⁵⁹

Demzufolge ist im Brief kein *empirisches* Du enthalten, sondern eben nur ein vager Schatten davon. Aber von einem *impliziten* Du müsse sehr wohl ein mehr oder weniger konkretes Bild zu extrahieren sein, wenn nicht sogar von mehreren impliziten Dus. Ein Brief verkörpert also das Bedürfnis nach Konfession, Verbindlichkeit und Selbstobjektivierung.¹⁶⁰ Nicht nur das empirische Du entspricht selten dem vom Schreiber entworfenen Du, auch der empirische Schreiber ist nicht identisch mit dem Schreiber des Briefs:

Wie der Erzähler eines Romans mit dem wirklichen Autor durchaus nicht einfach identisch, sondern von diesem entworfen ist als eine Rolle, in die er eintritt, so setzt auf seine Weise tatsächlich auch der Brief einen Schreiber, der von der Person des Schreibenden grundsätzlich zu unterscheiden und praktisch oft unterschieden ist. Vor allem durch die Rücksicht auf den Briefempfänger wird das Bild bestimmt, das der Schreibende von sich selbst dem Leser macht, die Rolle, die er sich damit zuschreibt und in der er als Schreiber eingeht in den Text seines Briefs.¹⁶¹

Schiller entwirft in seinem Brief von sich die Rolle des stets fleißigen, auf sein eigenes Fortkommen fixierten Bürgers, dem nicht einmal eine Sekunde der Trauer zusteht, denn diese Zeit kann man viel besser nutzen, indem man arbeitet. Und dieses Arbeiten ist eben für den Schriftsteller und Herausgeber der Horen die Arbeit mit Texten. Das ist sicherlich auch der Grund, warum Schiller Goethe immer wieder zur Weiterarbeit am Faust drängt und in Goethes Schaffenskrisen immer wieder zur Arbeit ermuntert. Nicht aus Sorge um Goethes Wohlbefinden, sondern weil für ihn selbst eine Pause unvorstellbar wäre, stilisiert er sich zum wohlmeinenden Motivator. In diesem Brief zeigt sich, dass Schiller dafür sogar über Leichen geht und als er 1805 völlig erschöpft und überarbeitet stirbt, wird er letztlich selbst Opfer seiner eigenen Anschauung.

Um herauszufinden, inwieweit das empirische Ich dieses Briefs mit dem impliziten Ich identisch ist, müssen die zwei Endpunkte des Bogens diskutiert werden, auf

¹⁵⁹ Mattenklott 1988, 15.

¹⁶⁰ Vgl. Mattenklott 1988, 15f. Vgl. auch Nickisch 1991, 230.

¹⁶¹ Schöne 1967, 214. In einigen Fällen kann der Schreiber aber auch tatsächlich hinter dem Geschriebenen stehen, was an bestimmten formalen und stilistischen Mittel erkennbar wird. (vgl. ebda.) Hier wird in Kapitel 6.3.1 kurz darauf eingegangen, wenn von Gedankenstrichen, Fragen usw. die Rede ist.

dem die mögliche Antwort liegt. Das eine Ende wäre die völlige Übereinstimmung, den anderen Endpunkt stellt die absolute Nicht-Identität dar. Beides kann ausgeschlossen werden. Schiller könnte befürchten, dass Goethe in ein Loch fällt, aus dem ihm herauszuhelfen schwieriger sein würde, als ihn erst gar nicht hineinfallen zu lassen. Unter diesem Aspekt weist sich Schiller die Rolle des belehrenden Manipulators nur zu, während er im anderen Fall tatsächlich der gefühlsarme Workaholic wäre, der um die Inspiration durch den vermeintlichen Freund fürchtet. Der Rollencharakter sowohl des Schreibers als auch des Lesers wird durch das Medium begründet. Ein Brief nimmt Bezug und Einfluss auf reale Handlungen, Verhaltensweisen, Stimmungen und Gedankenbewegungen. Er löst Reaktionen aus oder intendiert dies zumindest. Deshalb spricht man auch vom Rollencharakter der vom Brief entworfenen Figuren des Lesers und des Schreibers. Diese Selbstkonstitution bei gleichzeitiger Konstitution des Partners führt dazu, dass jeder Briefschreiber eine Rolle übernimmt.¹⁶²

Diesen Entwurf des Empfängers und Lesers, der mit dem tatsächlichen Empfänger und Leser nicht identisch ist, also den Rollencharakter, „verkennen, heißt, die Spielregeln und damit das Wesen des Briefes mißverstehen, der als ein soziales Phänomen teilhat am Verabredungscharakter alles Gesellschaftlichen.“¹⁶³

Die primären Rezipienten müssen genauso wie alle nachfolgenden Leser des Briefwechsels diese Eigenschaft des Mediums berücksichtigen, sonst wird kaum die richtige Auffassung eines Briefs möglich sein. Diese basiert „auf der Einsicht in den Rollencharakter der vom Brief entworfenen Figuren des Schreibers und des Lesers, – wobei es sich versteht, daß die Rollenwahl, die Art, in der der Schreibende sich gibt und in der er seinen Leser auffaßt, ihrerseits Licht wirft auf den Verfasser des Briefes.“¹⁶⁴

Der Schreiber selbst gewinnt jedenfalls etwas beim Briefeschreiben:

Schon das Schreiben selbst ist bei aller vermeintlichen Unmittelbarkeit – Goethe selbst spricht davon, daß Briefe ‚das Unmittelbare des Daseins‘ aufbewahren – ein reflexiver Akt. Schreibend faßt sich der Schreibende: nicht nur in dem Sinne, daß er sich schreibend beruhigen würde [...], sondern vor allem, insofern der Schreibende seiner selbst gewahr wird. Schreibend erfährt er sich als einen, der außer sich und außer der Ordnung ist.¹⁶⁵

¹⁶² Vgl. Nickisch 1991, 10.

¹⁶³ Schöne 1967, 214f.

¹⁶⁴ Ebd., 215f.

¹⁶⁵ Andereggs 1996, 14.

Schiller kennt natürlich auch Goethes Werther und weiß daher wie Briefe Realität konstruieren und manifestieren, denn „weil er [Werther] Briefe schreibt, solche Briefe, muß er im Selbstmord enden.“¹⁶⁶ Umgelegt auf diesen Brief Schillers bedeutet das, dass Schiller arbeiten muss, weil er solche Briefe schreibt.

Man darf allerdings nicht vergessen, dass die Erfahrung des Kindstodes im 18. Jahrhundert grundsätzlich Normalität war.¹⁶⁷ Im Antwortbrief tritt bei genauem Hinsehen dennoch Schmerz und Trauer zutage. Dort entwirft Goethe zunächst ein Ich, das der Rollenerwartung Schillers durchaus gerecht wird, zumal er ziemlich ausführlich von der Arbeit schreibt. Zuerst ganz im Sinne Schillers von der schriftstellerischen Betätigung, dann schwenkt Goethe aber auf seine naturwissenschaftlichen Studien um, die er selbst seine „wissenschaftlichen Arbeiten“ nennt, worunter man mangels Ausdifferenzierung der heutigen Geisteswissenschaften im 18. Jahrhundert automatisch Naturwissenschaft meinte. Dass Schiller mit Goethes Naturbetrachtungen nicht immer einverstanden war, ist bekannt. Trotzdem macht Goethe für eine eingetretene Schaffenskrise jenen Sachverhalt verantwortlich, dass seine neuesten Erkenntnisse von Lichtenberg in dessen Publikation nicht erwähnt werden. Geradezu beleidigt, dass er von dem anerkannten Physiker nicht entsprechend gewürdigt wurde, schreibt Goethe: „Die ästhetische und sentimentale Stimmung ist in diesem Augenblick ferne von mir, was denken Sie wie es dem armen Roman gehen werde? Ich brauche die Zeit indessen wie ich kann und es ist bei der Ebbe zu hoffen daß die Flut wiederkehren werde.“ (MA 8.1, 126) Ob nur der Ärger über Lichtenberg, oder aber doch auch der Verlust seines Sohnes zu dieser Stimmung führt, geht aus dem Brief nicht hervor. Just in diesem Moment trifft jedoch Schillers Brief mit der knappen Kondolenz ein, wenn man die Worte „ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Anteil“, die unmittelbar auf diese Stelle folgen, in dieser Hinsicht interpretiert. Wie bereits mehrmals erwähnt, bringt es das Medium Brief aber mit sich, dass wegen der brieftypischen Verzögerung Gestaltungsspielraum für Täuschungen besteht und Geschehen simuliert werden können. Insofern könnte der Brief Schillers schon längst bekannt sein und Goethe befriedigt zunächst Schillers Eifer,

¹⁶⁶ Schöne 1967, 217.

¹⁶⁷ Vgl. Jeßing 1997, 445-447. Wirklich trauern kann lt. Jeßing nur der Dichter Goethe. Dabei wird „Trauer in der poetischen Distanzierung aufgehoben“ (ebda. 445.) oder Kompensation bzw. Abstraktion der Trauer wird durch poetische Verfahren geleistet. (vgl. ebda., 447).

indem er Material für die Horen bespricht, schwenkt aber dann zur Naturwissenschaft und damit zu sich selbst. Erst nachdem er die im Augenblick fehlende Motivation in die topologische Nähe der Naturwissenschaft stellt, darf Schillers Brief eintreffen und damit die Trauer um den Sohn thematisiert werden:

Ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Anteil dessen ich schon versichert war. Man weiß in solchen Fällen nicht ob man besser tut sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfen die uns die Kultur anbietet zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert und ich habe bemerkt daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet. (MA 8.1, 126f.)

Der Leser des 21. Jahrhunderts wird sich fragen, was an diesem Brief lieb sein soll. Durch die zuvor dargestellte Brieftheorie wird aber deutlich, was Goethe meint. Alleine die Tatsache, dass Goethe einen materiellen Brief Schillers in Händen hält, ist der Anlass zu dieser Äußerung – gänzlich unabhängig vom Inhalt. All das und auch noch das Folgende hat Goethe seinem Schreiber diktiert, wobei man sicher berücksichtigen muss, inwieweit dieser die Briefkomposition beeinflusst, zumal er ja im Grunde auch ein Leser ist und als solcher natürlich bei der Produktion mehr oder weniger berücksichtigt wird, wie der eigentliche Adressat selbst und naturgemäß auch alle anderen möglichen Leser als implizite Leser im Brief vorkommen, wobei möglicherweise die Nachwelt als unbestritten einflussreichster Leser betrachtet werden kann und auch der Schreiber sein eigener Leser ist. Nur die Schlussformel hat Goethe handschriftlich hinzugefügt: „Leben Sie recht wohl! Mögen wir recht lange uns der unsrigen und unserer Freundschaft erfreuen. Zum neuen Jahre hoffe ich Sie wieder auf einige Zeit zu besuchen.“ (MA 8.1, 127) Danach folgen Datum und Paraphe. Im Gruß wird also die Familie thematisiert und zwar handschriftlich von Goethe selbst, wodurch dieser doch einige Bedeutung zukommen dürfte.

Die Bedeutung der Handschrift als Spur des Performativen betont Baasner:

„Hand und Siegel“ weisen den Brief als Unikat aus, als authentisches Artefakt, Bestandteil „einer Interaktion zwischen Einzelwesen“. Darauf wird seit Beginn der privaten Briefkommunikation Wert gelegt, und wenn ein Brief nicht die authentische Handschrift trägt, so bedarf dies der Rechtfertigung oder Entschuldigung.¹⁶⁸

Eine Entschuldigung bleibt freilich aus, ist aber auch gar nicht nötig. Das Briefdiktat wird bei Goethe von Anfang an als unmittelbarer Abdruck der eigenen

¹⁶⁸ Baasner 2008, 57.

Gedanken gesehen. Gerade der diktierter Brief, der sonst den Eindruck der Distanzierung erwecken könnte, erhält den Status unmittelbarer, sprachlicher Kommunikation mit dem Gegenüber. Wegen der nötigen Bewegung im Raum und weil er selbst zu langsam schreibt, muss er laut diktieren, sonst würden Gedanken verloren gehen, wie er in einem Brief an die Gräfin O'Donell zugibt: „Ich bin niemals zerstreuter als wenn ich mit eigener Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlussbuchstaben des folgenden Wortes ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Komma, fange ich den folgenden Perioden an.“ (HA IV, 501) Goethe selbst schätzt Autographen anderer aber hoch.¹⁶⁹ Immerhin fügt er persönliche Nachsätze und ritualisierte Schlussformeln wie hier von eigener Hand an die diktieren Schreiben hinzu.¹⁷⁰ Diese Funktion eines eigenhändig geschriebenen Briefs drückt Schiller am 18. Juni 1799 aus, als Goethe zuvor einen Brief ausnahmsweise nicht diktieren hat: „Es war mir sehr angenehm, nach einer ungewöhnlich langen Zeit die Züge Ihrer Hand wieder zu sehen.“ (MA 8.1, 705) Schiller hingegen wünscht Goethe einen guten Abend, „eh ich die Feder weglege“, (MA 8.1, 302) oder er schreibt, einen Brief abbrechen zu müssen, „denn die Feder fällt mir für Müdigkeit fast aus den Händen“ (MA 8.1, 379), womit er das eigenhändige Verfassen seiner Briefe thematisiert und seine Briefproduktion damit im krassen Gegensatz zu Goethes Praxis des Diktierens steht.

Bemerkenswert ist vielleicht auch noch, dass Schiller in seinem vergleichsweise langen Antwortschreiben Goethes schöpferische Ebbe wieder aufgreift. Aber nicht inhaltlich, sondern metaphorisch. Er erwähnt eine Ebbe in Cottas „Mut in Ansehung der Horen durch das häufige Aufkündigen der Subskription.“ (MA 8.1, 128) Die totale Rekurrenz in diesem Brief kann kein Zufall sein, denn Schiller verwendet diesen Begriff im gesamten Briefwechsel nur ein einziges Mal.¹⁷¹ Auf die Ebbe Cottas nimmt Schiller aber gerne Rücksicht und möchte ihm finanzielle Aufwendungen ersparen. Der Horen-Verleger muss also bei Laune gehalten werden, um die eigene Arbeit ungehindert fortsetzen zu können und das Projekt nicht zu gefährden. Schiller spricht aber nicht nur hier als Redakteur der Horen

¹⁶⁹ Vgl. Jeßing 1997, 436.

¹⁷⁰ Vgl. Heinz 2006, 199.

¹⁷¹ Leicht nachweisbar durch die Volltextsuche in: Schillers Werke im WWW (Nationalausgabe). URL: <http://schiller.chadwyck.com> [17. Oktober 2008].

(„ich als Redakteur“, ebd.), vielmehr spricht aus all diesen Briefen der besorgte Herausgeber, der mehr um seine Zeitschrift als um den „Freund“ besorgt ist.

6.5 Brief und Literatur

6.5.1 Literatur im Brief

Ein undatiertes Brief, der Ende Mai oder Anfang Juni 1796 entstanden sein muss, beginnt mit einem Hexameter, dessen Bedeutung in der Forschung nicht unumstritten ist. (Vgl. MA 8.2, 233; Zur Datierung vgl. ebd. bzw. NA 36 II, 244) Der literarische Text im pragmatischen Text beschreibt einen Integrationsprozess. Hier haben wir es qualitativ nicht mit einem literarischen Text, wie Briefroman, Briefzerzählung oder epistolare Lyrik zu tun, denn der literarische Teil, ein einziger Hexameter, ist quantitativ nicht ausreichend und qualitativ nicht entscheidend, um dies zu bewerkstelligen. Es handelt sich hierbei vielmehr um eine Einstimmung, denn im folgenden Brieftext hofft Goethe sich durch die „schöne Übung in Distichen“ bald „in einzelnen Hexametern bedeutend“ ausdrücken zu können. (MA 8.1, 169) Ein Brief ausschließlich in Hexametern ist im Briefwechsel jedoch nicht vorhanden. Einen rein literarischen Brief schreibt er am 13. Juni 1797. Er enthält ein Gedicht, die Datierung und die Paraphe Goethes. Wie angenommen wird, wurde das Gedicht aber nicht allein verschickt, sondern als Beilage zu einem Brief vom 16. Juni. (MA 8.1, 355; vgl. MA 8.2, 330)

Goethe bestätigt im erwähnten Brief vom Juni 1796 selbst, sich in einer „wahrhaft poetischen Stimmung“ zu befinden. Diese Stimmung drückt sich aber nicht nur im einleitenden Hexameter aus, sondern wirkt sich auf den gesamten Briefstil aus. Stil aber auch Inhalt, äußere Form, Umfang und Zahl der Briefe werden durch die vom Briefautor imaginierte Rezeption und Reaktion prädisponiert.¹⁷² Die Selbsteinschätzung liegt auf der Hand. Goethe drückt seine positive Stimmung, in der ihm auch Wilhelm Meister gut von der Hand geht, durch den Hexameter, den veränderten, leichtgängigen Briefstil und die fehlende Datierung aus. Er will damit Schiller, der stets zur schriftstellerischen Arbeit drängt, was hier der Rollenerwartung entspricht, zeigen, dass er sich momentan keine Gedanken um Goethes Vorwärtkommen machen müsse. Schließlich fragt er auch noch nach

¹⁷² Vgl. Nickisch 1991, 243.

Schillers „Frauchen“, während er dieses Diminutiv sonst vermeidet. Es soll ja, was den Briefstil betrifft, sprachliche Natürlichkeit für unmittelbare Kommunikation zeugen.¹⁷³ Dieser Briefstil ist über die nächsten Briefe zu beobachten. Wenige Tage später am 14. Juni 1796 beginnt Goethe seinen Brief mit den Worten „Hier kommt, mein Bester! Eine ziemlich Sendung.“ (MA 8.1, 172) Der Brief, den er selbst als ziemliche Sendung bezeichnet, ist ein Konvolut an guten Nachrichten Goethes schriftstellerische Arbeit betreffend und verkörpert den kaum zügelbaren Tatendrang. Die Anrede *mein Bester* verstärkt die Genugtuung endlich im Sinne Schillers voran zu kommen noch einmal. Goethe verwendet diese freundschaftliche, durchaus auch intime Nähe bezeichnende Wendung noch weitere drei Mal,¹⁷⁴ während sich Schiller selten zu einer solchen die Freundschaft bekundenden Äußerung hinreißen lässt. Die beiden Briefe vom 10. und 14. Juni 1796 sind auch die einzigen, in einem Juni geschriebenen, die Goethe mit *Junius* datiert. Sonst bleibt er beim einfachen Juni. Auch das mag seine poetische Stimmung im Juni 1796 ausdrücken.

Durch Goethes poetische Selbsteinschätzung und die ängstliche Rollenzuweisung sieht sich Schiller gezwungen zu schreiben, obwohl er anderweitig beschäftigt ist. Er würdigt Goethes Bekenntnisse am 17. Juni, einem Freitag, in einem kurzen Billett als „lieben Brief“, informiert ihn aber gleichzeitig, dass er die Antwort bis Montag verschieben müsse. Dass er dann doch schon am nächsten Tag antwortet, mag sicher nicht nur daran liegen, dass der erwartete Besuch von Voß, den Schiller im angesprochenen Billett ankündigt, ausgeblieben ist. Goethes Reaktion auf diese Mitteilung – von Voß' Fernbleiben wusste Goethe noch nichts – ist ein Distichon als Gastgeschenk für Voß und andere Gäste, welches er mitten im Brief beschert. (MA 8.1, 174) Die poetische Stimmung ist also immer noch aufrecht und wird möglicherweise erst durch den Besuch Jean Paul Richters, der „ein so kompliziertes Wesen“ ist, in diesen Tagen ruiniert. (MA 8.1, 179)

All das deutet auf einen hohen Authentizitätsgrad dieser Briefe hin. Anton (1995) weißt auf Unterschiedliche Grade einer Nicht-Authentizität von Briefen bis zur reinen Fiktionalität des Briefromans hin:

¹⁷³ Vgl. Bürgel 1976, 435.

¹⁷⁴ In den Briefen von Mitte November 1799, (MA 8.1, 768) vom 15. Mai 1803 (MA 8.1, 934) und vom 24. Jänner 1805. (MA 8.1, 993)

Eine Manipulation setzt bereits viel früher ein, noch bevor der Briefschreiber die Feder in die Hand nimmt und das erste Wort niederschreibt. Keine andere ‚Gattung‘ bietet dem Verfasser in dem Maße die Gelegenheit zum Spiel, zur Lüge und Verstellung, seien die Briefe konventionalisiert wie bei den galanten Schreibern, oder individuell, seien sie durch ein Mißverständnis ausgelöst [...] oder seien sie durch ein Bestreben nach Literarisierung des Briefwechsels motiviert [...].¹⁷⁵

Dass Goethe die Gattung Brief auch fiktional verarbeiten kann, hat er mit seinem Briefroman *Werther* eindrucksvoll bewiesen. Er könnte diese Mittel also durchaus tendenziös eingesetzt haben.

Schillers tatsächlicher Antwortbrief vom 18. Juni, der sich mit Goethes Gastgeschenke-Brief überschneidet, entsteht deshalb früher als geplant, weil „sich eine schöne Gelegenheit darbietet“, womit hier tatsächlich nur Voß' Ausbleiben gemeint sein kann, was aber unausgesprochen bleibt. (MA 8.1, 175)

6.5.2 Ästhetische Korrespondenz

Schiller bezeichnete bereits im Jahre 1795 den Briefwechsel als „ästhetische Korrespondenz“, der von der Reflexion über ästhetische Sachverhalte, und zwar praktischer und theoretischer Art, geprägt war.¹⁷⁶ Darum darf es in dieser Arbeit wegen ihres Fokus auf mediale Aspekte der brieflichen Kommunikation freilich nicht gehen. Deshalb soll ein Teil dieser ästhetischen Korrespondenz hinsichtlich der Funktion des Mediums Brief erörtert werden. Ganz bestimmt sind die Briefe über Goethes Wilhelm Meister eine ästhetische Korrespondenz. Schiller schreibt völlig begeistert am 2., 3. und 5. Juli 1796 drei Briefe hintereinander, ohne Goethes Reaktion abzuwarten. Goethes Antwort vom 5. Juli erhielt Schiller am 6. Juli, an dem er auch gleich wieder selbst schrieb. (NA 36 II, 276). Aus dem Antwortbrief geht hervor, dass Goethe bereits auf den ersten Brief reagieren wollte und von den beiden weiteren Briefen „als Stimmen aus einer anderen Welt“ überrascht wurde. Goethe ist von diesem Lob so angetan, dass er Schiller auffordert, fortzufahren ihn „zu erquicken und aufzumuntern“ und verleiht diesem Wunsch mit einem Ausrufezeichen besonderen Nachdruck. (MA 8.1, 199)

Im selben Brief nimmt Goethe auch gleich die Rezeption vorweg, um sie dadurch zu beeinflussen. Indem er schreibt, Schiller werde fühlen, wie dankbar er ihm sei,

¹⁷⁵ Anton 1995, 123.

¹⁷⁶ Vgl. Heinz 2006, 197.

bleibt diesem nichts anderes übrig als die Dankbarkeit anzuerkennen. Unterstützt wird diese Forderung auch durch die im Antwortbrief als „[e]inzige Unterhaltung“ definierte Rezeption von Schillers Briefen. (MA 8.1, 200)

Was Goethe direkt auf den ersten Brief erwidern wollte, ist im Brief vom 7. Juli enthalten. Er dankt für den „erquickenden Brief“ und drückt seine Bruderschaft im Geiste aus. Dann folgt ein Strich, der signalisiert, dass Goethe am 2. Juli bis zu dieser Stelle gekommen war und die folgenden Ausführungen am 7. Juli ergänzt wurden. „So weit war ich gleich nach ihrem ersten Brief gekommen“, erläutert er die Zäsur und erklärt, dass ihm „äußere und innere Hindernisse“ abhielten, den Brief zu beenden. (MA 8.1, 201) Der erste Teil des Briefs entspricht allerdings nicht dem ursprünglichen Entwurf, den Goethe hier mit einigen Korrekturen bis ungefähr zur Hälfte abschreiben ließ, um dann den daran anknüpfenden Teil zu diktieren. (vgl. NA 36 II, 279f.)

Das Ende des ersten Briefteils bildet erneut ein Ausdruck der Sprachlosigkeit: „Und was wäre nicht alles hinzu zu setzen um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.“ (MA 8.1, 201) Die Aufforderung an Schiller, ihn mit seinem eigenen Werk vertraut zu machen, liest sich als Anerkennung der Urteilskraft Schillers. Solche Bekenntnisbriefe¹⁷⁷ werden aber oft vom Schreiber mit dem Hintergedanken der Publikation geschrieben:

Dabei ergeben sich für den Briefschreiber subtile Möglichkeiten eines tatsächlichen oder vermeintlichen Bekenntnisses, Möglichkeiten der Rechtfertigung, der Enthüllung und Verschleierung zugleich. Der Schreiber kann die Neugier seiner künftigen Leser in sein Kalkül miteinbeziehen, was allerdings häufig auf Kosten des Adressaten geschieht, der zum bloßen Anlaß degradiert wird.¹⁷⁸

Vom achten Buch Wilhelm Meisters ist Schiller derart gerührt, dass er sich tatsächlich zu persönlichen Freundschaftsbekundungen hinreißen lässt. Nachdem er in einer mehrere Bögen umfassenden ersten Rezension seiner Sprachlosigkeit Ausdruck verleiht („Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte“ oder „ich kann

¹⁷⁷ Die Bekenntnisfunktion ist neben der Apell- und Mitteilungsfunktion eine der Grundfunktionen des Briefs. Mit diesen Kategorien unterscheidet man autorbezogene Bekenntnisbriefe, partnerbezogene Appellbriefe und sachbezogene Mitteilungsbriefe. Jeder Briefschreiber kann sich je nach Fokus dem Partner, dem Gegenstand oder sich selbst vorrangig zuwenden, wobei eine dieser Funktionen dominiert, bedingt durch Zweck, den der Schreiber primär verfolgt. Im Bekenntnisbrief steht der Schreibende als Bekenner im Vordergrund, denn er benutzt die Möglichkeiten des Briefes als Medium der Selbstdarstellung. (vgl. Nickisch 1991, 13-19, ferner Belke 1973, 142-157)

¹⁷⁸ Belke 1973, 153.

diesen Eindrücken keine Sprache geben“, (MA 8.1, 187), lässt er seinen geliebten, verehrten Freund wohl leben. (MA 8.1, 191) Für solche intimen Bekenntnisse ist der brieftypische Phasenverzug jedoch ein Hindernis, denn dafür ist spontane Äußerung nötig,¹⁷⁹ was bedeutet, dass auch solche Bekundungen wohl überlegt sind und tendenziös eingesetzt werden können.

Wie sehr der Briefwechsel das Schaffen Schillers und Goethes mitbestimmt, drückt Goethe deutlich aus, wenn er schreibt, dass er sich „von unserer Wechselwirkung noch Folgen hoffe, die wir jetzt noch gar nicht ahnden können.“ (MA 8.1, 239) Was Goethe in diesem Brief noch nicht ahnen konnte, bezeichnet man heute als Deutsche Klassik. Eine Epoche, die ohne das Medium Brief in dieser Form nicht zustande gekommen wäre.

Die Weimarer Klassik war laut Heinz (2006) ein Freundschaftsprojekt mit gemeinsamen Zielen wenn auch mit unterschiedlichen Ausgangspositionen.¹⁸⁰ Schiller bezeichnet im Brief vom 21. Juli 1797 dieses Gemeinschaftsprojekt als ein „auf Perfektibilität gebautes Verhältnis“, das „immer frisch und lebendig bleiben und gerade desto mehr an Mannichfaltigkeit gewinnen [muss], je harmonischer es wird und jemehr die Entgegensetzung sich verliert.“ In dieser Tonart geht es den gesamten Brief weiter. Schiller erklärt, wie er sich die wechselseitigen Mitteilungen zunutze macht, und dass sich im Wallenstein und allem Künftigen, „was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in Concreto zeigen und erhalten“ wird.¹⁸¹ (MA 8.1, 376) Von Freundschaft ist hier jedenfalls nicht die Rede.

Die Bedeutung des Briefs bei dieser Wechselwirkung der Inspiration geht aus dem Brief vom 1. März 1799 hervor. Obwohl Schiller vom 4. Jänner bis 7. Februar in Weimar und anschließend Goethe vom 7. bis 28. Februar in Jena war und zahlreiche Begegnungen statt fanden, schreibt Schiller nach Goethes Abreise, dass „[n]ach acht Wochen Stillstand [...] das commercium durch die Botenfrau wieder [beginnt]“, als hätte es in der Zeit des Zusammenseins auf etwas Grundlegendes verzichten müssen. (MA 8.1, 677) Auch Goethe spricht davon „diese Kommunikation wieder zu Stande zu bringen.“ In demselben Brief meint er

¹⁷⁹ Vgl. Nickisch 1991, 17.

¹⁸⁰ Vgl. Heinz 2006, 202-205.

¹⁸¹ Vgl. ebd., 200.

aber auch, vorauszusehen, „daß ich keine zufriedne Stunde haben werde bis ich mich wieder in Ihrer Nähe befinde, um auf eine erwünschte Weise tätig sein zu können.“ (MA 8.1, 678f.) Folgt man der These, dass durch die Thematisierung von Nähe das Gegenteil also Distanz geschaffen wird und hält die Beteuerung der gegenseitigen Inspiration durch den Briefwechsel für wichtig, wird die schriftliche Kommunikation zum Primat. Warum die ästhetische Korrespondenz schriftlich erfolgen muss, geht aus den Ausführungen Arto-Haumachers (1995) hervor:

Durch die Briefwechsel werden Kommunikationsräume etabliert, in denen sich die Partner austauschen können. Denkanstöße des Partners bieten eine andere Sicht der Dinge und erweitern den eigenen Wahrnehmungshorizont. Erfahrungen können durch den Akt des Schreibens geordnet und verarbeitet werden, doch vollzieht sich dies nicht in einem Zwiegespräch mit sich selbst – wie etwas im Tagebuch –, sondern in der Resonanz des Gegenübers. Dabei profitiert das Schreiben von der Absenz eines direkten Gegenübers, das so keinen Einfluß auf die Kommunikation nimmt, auf der anderen Seite lebt das Schreiben von der gedanklichen Präsenz des Gegenübers im Schreiber selber.¹⁸²

Ein Jahr nach dem Beginn der ästhetischen Korrespondenz verlangt Schiller seinen Eröffnungsbrief zwecks Weiterverarbeitung wieder zurück: „Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief den ich Ihnen im vorigen Jahre nach meiner Zurückkunft von Jena zur Eröffnung einer ästhetischen Korrespondenz schrieb, so haben Sie die Güte ihn mir zu schicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen.“ (MA 8.1, 119) Goethe spricht dann in seiner Antwort von diesem Brief als „Manuskript“. (MA 8.1, 121)

6.6 Briefeingang und Schluss

Außer dem jeweils ersten Brief haben weder Goethe noch Schiller einen Brief mit einer Anrede begonnen. Neben dem formalen Aufbau eines Briefs mit Briefeingang, -inhalt und -schluss gehört die Anrede zu den konventionalisierten Formen der Textbegrenzung wie auch Grußformeln und die Unterschrift. Das alles sind metakommunikative Elemente der Briefkommunikation. Sie „weisen auf die miteinander Kommunizierenden und die Art ihrer sozialen Beziehung hin.“ Auch Äußerlichkeiten des Briefs und dessen materiale Eigenschaften wie Schreibmaterial, Schriftbild oder Umschlag sind in dieser Hinsicht interessant, weil sie integrativer Bestandteil des kommunikativen Potentials sind.¹⁸³

¹⁸² Arto-Haumacher 1995, 94.

¹⁸³ Nickisch 1991, 10. Vgl. auch Baasner 2008, 54.

Schiller beginnt seine Einladung zur Mitarbeit an den Horen mit einer Anrede, die heute geradezu ironisch anmutet. Führt man sich die Interpretationen zur Entstehung des Briefwechsels vor Augen, wird jedoch klar, dass Schiller der devote Gruß sicher ernst gewesen sein wird. Einen „Überwältigungsversuch“¹⁸⁴ beziehungsweise ein taktisches Manöver wird man wohl höflicher beginnen als einen weniger zweckgebundenen Brief, um nicht den Anschein der Formlosigkeit zu erwecken. Mit der Anrede „Hochwohlgeborner Herr, hochzuverehrender Herr Geheimer Rat“ und der Schlussformel „Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtiger Verehrer“ lässt Schiller keinen Zweifel über seine Absicht aufkommen. (MA 8.1, 11) Ob Goethe tatsächlich auf derart viel Formalität Wert legt, spricht er in seiner Antwort freilich nicht an. Jedenfalls beginnt er den Brief lediglich mit „Ew. Wohlgeb.“ und schließt kurz mit „Goethe“. (MA 8.1, 11f.)

Die Unterzeichnung mit dem vollständigen Namen wird schnell zu einem Kürzel. Aus Goethe wird erstmals am 1. Oktober 1794 ein schlichtes G. Danach wechseln *Goethe* und G. einander ab, bis sich im März 1795 das G. endgültig durchgesetzt hat. Nur fallweise unterzeichnet Goethe den einen oder anderen Brief mit vollem Namen. Aus Schiller wird analog S. oder *Sch.*

Konvention ist auch, Briefe zu datieren. Goethe datiert seine Briefe meist am Ende eines Briefs, während Schiller gerne vor dem eigentlichen Briefkern Ort und Zeit angibt. Tatsächlich beginnt Goethe also seine Briefe, ohne „mit einer Anrede anzuklopfen“ oder „mit einer Eingangsformel näher zu treten“.¹⁸⁵ Nicht einmal das Datum steht dem Rezeptionsvorgang im Weg. Er will folglich sofort antworten und will auch, dass sein Gegenüber durch nichts von der Lektüre aufgehalten wird, was einen besonders hohen Grad an Vertrautheit und Gegenwärtigkeit zeigt. Was der Schreibende empfindet, ist wichtiger als formale Dinge, könnte man daraus schließen, wenn man vergisst, wie Goethe solche formalen Mittel für sich zu nutzen wusste und außer Acht lässt, welche Rolle Goethes Schreiber dabei spielten.

Einige Briefe und Billetts sind überhaupt nicht datiert, was auf besondere Eile schließen lässt. Diese scheinbar vordergründige Effizienzsteigerung durch Auslassung formaler Dinge bekommt eine ganz andere Bedeutung, sieht man sich den Brief als mögliches Substitut des mündlichen Gesprächs an. Da das Vorbild

¹⁸⁴ Wirtz 2001, 53.

¹⁸⁵ Schöne 1967, 197.

für Briefe die mündliche Kommunikation ist, darf die Nutzung des Mediums Brief nicht mit höherem Aufwand und Unbequemlichkeit verbunden sein.¹⁸⁶ Dass Goethe auch aus Zeitgründen lieber diktiert, erkennt man aus einem Brief, in dem er Schiller berichtet, sich sein Bett jetzt derart einzurichten, um auch im Liegen diktieren zu können. (MA 8.1, 284) Gegenüber dem Gespräch muss es wegen der vermeintlich vorhandenen Vorbereitungszeit sogar Verbesserungen geben: „Man hat Zeit, seine Gedanken zu wählen“, heißt es im Wiener Briefsteller von 1804.¹⁸⁷

Obwohl Goethe den Brief vom 12. Juli 1796 mit „12. Juni“ falsch datiert (Vgl. MA 8.1, 217. Zur Datierung vgl. NA 36 II, 290) und den Brief vom 17. Februar 1798 ebenso wenig datiert, wie mit einem Gruß abschließt, wird aus dem Folgebrief ersichtlich, dass ihm wenigstens der Gruß wichtig ist. Er erinnert sich tags darauf an diesen Fauxpas und schreibt einen Brief, in dem er genau das entschuldigen möchte: „Meinen gestrigen Brief konnte ich nicht einmal mit einem Gruße schließen, so ging alles bei mir durch einander.“ (MA 8.1, 530) Es bedarf also einer Entschuldigung, wenn diese Konvention nicht eingehalten wird.

Viel besser ist es natürlich, Konventionen zu seinen eigenen Gunsten zu instrumentalisieren. Die Besprechung Wilhelm Meisters vom 3. Juli 1796 schließt Schiller mit den Worten: „Ich habe eine ziemliche Epistel geschrieben, möchten Sie so gerne lesen als ich schrieb.“ (MA 8.1, 196) Wenn Schiller seinen Brief als Epistel bezeichnet, weist er damit selbst auf die Besonderheit des Inhalts hin. Wenn er auch noch thematisiert, wie sehr ihm das Verfassen dieser Epistel gefreut hat, würdigt er damit nicht nur Goethes Roman, sondern auch seine eigene Kompetenz, nämlich die, bedeutende Briefe zu verfassen und auch jene, Werke auf deren Ästhetik hin zu untersuchen.

¹⁸⁶ Vgl. Baasner 2004, 360.

¹⁸⁷ Zit. n. ebd., 362. Vgl. aber Abschnitt 5.3 in dieser Arbeit, der zeigt, dass auch das Gegenteil zutreffen kann.

7 Zusammenfassung und Resümee

Ausgehend von der gängigen Annahme, das Medium Brief würde im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller nicht thematisiert werden, war es Aufgabe der vorliegenden Arbeit diese These zu widerlegen. Dazu war es nötig, dem Briefwechsel nicht alleine mit literaturwissenschaftlichen Methoden zu begegnen, sondern die Analyse der Briefe um medien- und kulturwissenschaftliche Aspekte zu erweitern.

Dabei hat sich gezeigt, dass die Materialität der Briefe eine gewichtige Rolle spielt, die vor allem in der Körperlichkeit des Mediums Brief begründet liegt. Der Brief als Artefakt hat demnach vollkommen unabhängig von seinem Inhalt bereits eine Funktion, alleine durch seine Existenz. Gerade der Empfang von Briefen löst beim Empfänger wie auch immer geartete Gefühle und Erwartungen aus, die sich auf die folgenden Handlungen des Empfängers auswirken.

Der Brief im 18. Jahrhundert war eingebettet in ein Bündel von Medien, vor allem Zeitung und Zeitschrift, ohne die er nicht in dieser Form zustande gekommen wäre, sodass letztlich vom 18. Jahrhundert als Jahrhundert des deutschen Briefs gesprochen wird. Aber auch umgekehrt wurden diese Medien erst durch den Brief ermöglicht, denn über Inhalt und Zustandekommen dieser Wochen- und Monatsschriften wurde mittels Brief kommuniziert und viele Beiträge entstanden erst im und durch den brieflichen Austausch von Ideen, Werken und Anschauungen aller Fach- und Gesellschaftsbereiche. Es ist auch eine Zeitschrift, die den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe auslöst, namentlich die von Schiller herausgegebenen Horen, an denen mitzuarbeiten, er Goethe einlädt.

Die Protagonisten dieser Medienwelt waren die Mitwirkenden der sogenannten Gelehrtenrepublik, einem Netzwerk der Gebildeten, das sich über Briefe und Briefwechsel konstituierte. Vor allem die Praxis, Briefe Dritter seinen eigenen beizulegen führte dazu, denjenigen beim Empfänger einzuführen. Und sollte sich dafür der persönliche Kontakt besser eignen, schickte man den Betreffenden einfach als Boten mit einem Brief zu dem, der unbedingt kennen gelernt werden musste.

Der Einschluss von Briefen hatte neben diesen Gründen auch noch pragmatische Motive wie Portokostenreduktion und Zeitersparnis, denn man ersparte sich

Zusammenfassungen, Inhaltsangaben und auch Missverständnisse, indem man einfach das Original seinem Brief beilegte.

Für Brief und Briefwechsel unerlässlich war und ist ein funktionierendes und anonymes Distributionswesen. Briefe erreichen ihr Ziel fast immer, der einzige Unsicherheitsfaktor dabei ist die Laufzeit des Briefs. Kommt es zu Überschneidungen durch Verzögerungen in der Zustellung oder durch unvorhersehbare Ereignisse, wie Krankheit oder politische Ereignisse, ist die Fähigkeit der Korrespondenzpartner gefragt, Information derart zu bündeln, dass keine kommunikativen Lücken entstehen. Der sogenannte Posttag spielt im Leben der bürgerlichen Gesellschaft eine enorm wichtige Rolle. Er strukturiert nicht nur die gesamte Wochenplanung, sondern auch die literarische Produktion der beiden „Klassiker“.

Auch hat die Arbeit am Briefwechsel gezeigt, dass die Definition des Briefs als Gesprächsersatz unhaltbar ist. Zu vielfältig sind die Funktionen und Möglichkeiten des Mediums, denn oft ist Distanz nötig, um abzubilden, was nur im Brief abzubilden ist: die monologische Selbstdarstellung.

Briefe als expositorische Texte konstruieren ähnlich wie literarische Texte verschiedene Rollen. Der Schreiber schätzt sich selbst genauso wie den anderen bezüglich einer erwarteten aber auch zugewiesenen Rolle ein. Daraus ergibt sich, dass der empirische Schreiber mit dem impliziten Ich kaum identisch ist und auch das implizite Du selten dem empirischen Leser entspricht. Die Briefe Goethes und Schillers, so wurde gezeigt, spiegeln die subtilsten und manipulativsten Möglichkeiten der brieflichen Kommunikationsform wider. Die Untersuchung dieser brieflichen Konstrukte war nur durch die Analyse des Briefwechsels, im Gegensatz zur Einzelbriefanalyse, möglich. Das brachte methodische Probleme mit sich, denn ein Briefwechsel bestimmt sich durch eine Abfolge von Brief und Antwortbrief, wobei eine Berücksichtigung der chronologischen Reihenfolge der Briefe der Systematik abträglich gewesen wäre. Durch Anmerkungen, Hin- und Querverweise wurde versucht, eine annehmbare Disposition zu erreichen.

8 Literaturverzeichnis

8.1 Siglenverzeichnis

- Adelung Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. 4 Bde. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe, Leipzig: Breitkopf und Härtel, 1793-1801.
- HA Goethes Briefe. textkrit. durchges. und mit Anm. vers. von Karl Robert Mandelkow. - Hamburg : Wegner 1962 ff. [Hamburger Ausgabe in 4 Bänden]
- MA Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder. München 1985 ff. [Münchner Ausgabe].
- NA Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers u. Siegfried Seidel. 43 Bde. Weimar 1943 ff.
- WA Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe. Bde. 1-3. München 1990. [Weimarer Ausgabe].

8.2 Forschungsliteratur

- Anderegg, Johannes: *Stilwandel und Funktionswandel : zum Brief in der Goethezeit*. In: Fix, Ulla / Lerchner, Gotthard (Hgg.): *Stil und Stilwandel*. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1996, 9-25.
- Anderegg, Johannes: *Schreibe mir oft! : zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2001.
- Anton, Anette C.: *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. Und 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler 1995.
- Arto-Haumacher, Rafael: *Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1995.

- Baasner, Rainer: *Brief als Initiationsmedium zur neuzeitlichen Schriftkultur*. In: Wirkendes Wort 54 (2004), 3, 349-367
- Baasner, Rainer: *Stimme oder Schrift? Materialität und Medialität des Briefs*. In: Schöttker, Detlev (Hg.): *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*. München: Fink 2008, 53-69.
- Beetz, Manfred: *Einführung*. In: MA 8.2. München: Hanser 1990, 7-34.
- Belke, Horst: *Literarische Gebrauchsformen*. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag, 1973. (Grundstudium Literaturwissenschaft 9)
- Beyrer, Klaus: *Der alte Weg eines Briefes*. In: ders. (Hg.): *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*. Heidelberg: Ed. Braus 1996, 11-25.
- Bohn, Cornelia: *Die Beredsamkeit der Schrift und die Verschwiegenheit des Boten*. In: Fohrmann, Jürgen (Hg.): *Systemtheorie der Literatur*. München: Fink 1996, 310-324.
- Bürgel, Peter: *Der Privatbrief*. In: Deutsche Vierteljahresschrift 50 (1976), 281-297.
- Diederichs, Horst / Springer, Christian: *Zur Postgeschichte der landesherrlichen Fahrpost im Herzogtum Sachsen-Weimar*. Ottobrunn 2003.
- Ebrecht, Angelika (Hg.): *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Stuttgart: Metzler 1990.
- Faulstich, Werner: *Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006.
- Fontius, Martin: *Post und Brief*. In: Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, 267-279.
- Hahn, Karl-Heinz: *Lesarten zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der Korrespondenz*. In: ders.: *"Dann ist Vergangenheit beständig ..."*. Weimar: Hermann Böhlau Nf. 2001, 106-125.
- Heinz, Jutta: *"Die wahre, die tätige, produktive Freundschaft". Die Freundschaft von Goethe und Schiller im Spiegel ihres Briefwechsels*. In: Manger, Klaus / Pott, Ute (Hgg.): *Rituale der Freundschaft*. Heidelberg: Winter 2006, 193-205 (Ereignis Weimar-Jena 7)
- Helmes, Günter / Köster, Werner: *Einleitung*. In: dies. (Hgg.): *Texte zur Medientheorie*. Stuttgart: Reclam 2002, 15-21.
- Hillard, Gustav: *Vom Wandel und Verfall des Briefes*. In: Merkur 23 (1969), 342-351.
- Jeßing, Benedikt: *Goethe als Briefschreiber*. In: Witte, Bernd u.a.(Hgg.): *Goethe-Handbuch in vier Bänden*. Bd.3: Prosaschriften. Stuttgart und Weimar 1997, 430-473.

- Leighton, Joseph: *Das Nichtschreiben von Briefen: Eine Glosse zur Briefkunst des 18. Jahrhunderts*. In: Hibberd, John L. (Hg.): *Texte, Motive und Gestalten der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer 1989, 1-11.
- Mattenklott, Gert: *Einleitung der Herausgeber*. In: ders. u.a. (Hgg.): *Deutsche Briefe. 1750 - 1950*. Frankfurt / Main: Fischer 1988, 7-18.
- Maurer, Michael: *Die Briefe des jungen Goethe: Selbstinszenierung, Ich-Spiegelung, Sakralisierung*. In: Manger, Klaus (Hg.): *Goethe und die Weltkultur*. Heidelberg: Winter 2003, 159-172.
- Nickisch, Reinhard M.G.: *Brief*. Stuttgart: Metzler 1991.
- Nickisch, Reinhard M.G.: "... So wird Ihr Brief natürlich seyn". *Zur Geschichte der praktischen Brieflehre des 18. Jahrhunderts*. In: *Journal of English and Germanic philology* 98 (1999), 4, 467-480.
- Nörtemann, Regina: *Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese*. In: Ebrecht, Angelika (Hg.): *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Stuttgart: Metzler 1990, 211-224.
- Oellers, Norbert: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. In: Witte, Bernd u.a.(Hgg.): *Goethe-Handbuch in vier Bänden*. Bd.3: Prosaschriften. Stuttgart und Weimar 1997, 474-484.
- Praschek, Helmut: *Zur Datierung zweier Schiller-Briefe*. In: *GJb NF* 27 (1965), 339-342.
- Schöne, Albrecht: *Über Goethes Brief an Behrisch vom 10. November 1767*. In: Singer, Herbert u.a.(Hgg.): *Festschrift für Richard Alewyn*. Köln und Graz: Böhlau 1967, 193-229.
- Schöttker, Detlev: *Einführung: Briefkultur und Ruhmbildung*. In: ders (Hg.): *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*. München: Fink 2008, 9-16.
- Schöttker, Detlev: *Archive der Subjektivität*. In: ders. (Hg.): *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*. München: Fink 2008, 19-36.
- Siegert, Bernhard: *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post. 1751 – 1913*. Berlin: Brinkmann u. Bose 1993.
- Steinhausen, Georg: *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*. 2 Bände. Berlin: Gaertner 1889/91.
- Uka, Walter: *Brief*. In: Faulstich, Werner (Hg.): *Grundwissen Medien*. Paderborn: Fink 2004, 110-128.
- Vellusig, Robert Heinz: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien, Köln u.a.: Böhlau 2000.
- Wirtz, Thomas: *Dichter auslegen. Über Bild und Begriff im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller*. In: Schneider, Helmut J. (Hg.): *Bildersturm und Bilderflut um 1800*. Bielefeld: Aisthesis 2001, 53-70.

Lebenslauf

Christian Benesch wurde am 23. Juli 1976 in Wien geboren.

Nach einer kaum auf eine akademische Laufbahn hinaus laufenden Schulkarriere mit Abschlüssen in Hauptschule und Polytechnischem Lehrgang, absolvierte Christian Benesch eine Lehre zum Nachrichtenelektroniker. Die Reifeprüfung holte er dann im Zweiten Bildungsweg an der Höheren Technischen Lehranstalt für Elektronik für Berufstätige nach. Lange bevor er im Jahre 2002 die Matura mit Auszeichnung bestand, wurde sein Interesse für Literatur, durch welches „glückliche Ereignis“ auch immer, geweckt.

In einer vielen Außen- aber auch Nahestehenden nicht nachvollziehbaren Handlung, hat er sich entschlossen, seine zehn Jahre währende berufliche Tätigkeit als Elektroniker aufzugeben und das Diplomstudium Deutsche Philologie trotz vieler Vorbehalte – auch eigener – in Angriff zu nehmen.

Die Welt der Technik völlig hinter sich gelassen, arbeitete Christian Benesch während seines Studiums als Trainer für Deutsch als Fremdsprache (DaF), was seine Begeisterung für den Lehrerberuf hervor rief und letztlich dazu führte, das Diplomstudium um das Lehramtsstudium Deutsch mit dem Zweitfach Geschichte zu erweitern.

Seine germanistischen Vorlieben lagen wegen formaler Ähnlichkeiten zur Technik zunächst in der Linguistik, haben sich im Laufe des Studiums aber klar zugunsten der Neueren Deutschen Literatur verschoben, wobei nunmehr dramatische Literatur und Literatur des 18. und teilweise 19. Jahrhunderts besondere Interessensschwerpunkte darstellen.